

Schlussfolgerungen

Ergänzende Zusammenfassung der Auswertungen und Hinweise auf die Gestaltung von Partnerschaften

Vorbemerkung

Die folgenden Beobachtungen basieren aus den Auswertungen der Fragebögen an die Partnergemeinden. Es werden einige Aspekte herausgegriffen, die für die Gestaltung der Partnerschaften zu bedenken sind und für Partnergemeinden vielleicht eine Hilfe darstellen können. Die gemachten Beobachtungen beanspruchen keine Vollständigkeit und beinhalten nicht alle denkbaren Aspekte und Varianten einer Partnerschaft. Über die Auswertungen der Fragebögen hinaus fließen auch Erfahrungen peruanischer Partnergemeinden ein, die aus einer guten Kenntnis der dortigen Gemeinden stammen. Auch die konkrete Arbeit mit MEF - Ausschüssen (deren Anfänge und Begleitung) in vielen Gemeinden Süddeutschlands über fast 20 Jahre hinweg hinterlässt ihre Spuren.

In einigen Diözesen gibt es gute Erfahrungsberichte, Hinweise auf die Gestaltung von Partnerschaften etc. Hier sei besonders auf die Diözese Freiburg hingewiesen, die seit 1986 als Diözese eine Partnerschaft mit der peruanischen Kirche unterhält und in der Lage ist, allen Gemeinden, die mit einer peruanischen Gemeinde partnerschaftliche Beziehungen unterhalten, gutes Material zur Verfügung zu stellen. Das Referat Weltkirche der Diözese Freiburg hat eine Menge von ausgezeichnetem Material ausgearbeitet, in dem eine Fülle von Anregungen zur Ausgestaltung und Vertiefung der Partnerschaft, zur Gruppenarbeit (Reflexion), zu Aktivitäten in der Gemeinde, zur Öffentlichkeitsarbeit usw. enthalten sind. Sie stellt dieses Material auch Gemeinden außerhalb der Diözese zur Verfügung und ein Teil dieser Materialien kann von den hervorragend gestalteten Webseiten des Referates Weltkirche heruntergeladen werden. Es gibt eine Menge von Merkblättern und Schriften, angefangen von grundsätzlichen Betrachtungen zur Partnerschaft über die Gestaltung von Partnerschaftsgottesdiensten bis zu Fragen des Geldtransfers. Diese Materialien werden hervorragend ergänzt durch die Arbeit des „BDKJ - Perubüro Heidelberg“, das u.a. über ein sehr umfangreiches Archiv verfügt und die Zeitschrift „Perunachrichten“ herausgibt. Deswegen wird in diesem Artikel auf bestimmte Details, wie z.B. die mögliche Gestaltung eines Peru - Gottesdienstes u.v.m. nicht eingegangen.

1) Der äußere Rahmen

Der Name der Gruppe kann bereits etwas über das Selbstverständnis der Gruppe aussagen. Meist wird er aber nicht bewusst ausgesucht. Die häufigste Bezeichnung ist AK (Peru). Mit dem von den Referaten Weltkirche der Diözesen vorgegebenen Begriff „Ausschuss für Mission, Entwicklung und Frieden“ (MEF) können die wenigsten etwas anfangen. Er ist zu lang und auch inhaltlich problematisch. Je nach Gemeindesituation und kommunalen Umfeld kann es ein Vorteil oder ein Nachteil sein, wenn im Namen die Zugehörigkeit zu einer Pfarrei (Kirche) erkennbar ist.

Regelmäßige Treffen sind für die Konstanz und den Zusammenhalt der Gruppe von großer Bedeutung. Sie stärken das Bewusstsein, zu einer festen Gruppe zu gehören. Sie erleichtern die Terminplanung, die für ein ganzes Jahr im voraus festgelegt werden kann. Eine Bekanntgabe der Termine in der Gemeinde dient nicht nur der Transparenz, sondern auch der Akzeptanz der Gruppe. Natürlich sind die Treffen in der Regel öffentlich. Das Verfassen eines Protokolls ist sowohl für die (interne und äußere) Transparenz als auch für eine disziplinierte Arbeitsweise der Gruppe von großer Bedeutung. Mit der Aufbewahrung der Protokolle empfiehlt es sich, ein allgemeines Archiv der Partnerschaft anzulegen und zu pflegen. Neben den Protokollen sind darin in erster Linie alle Briefe enthalten, die bisherigen Aktivitäten in der Gemeinde und alles, was die Partnerschaft betrifft.

Viele Mitglieder von „Dritte-Welt-Gruppen“ hegen eine Abneigung gegen derartige Formalitäten, man will sich geradezu darin von anderen Gruppen (z. B. Verwaltungsausschuss) abheben. Man will schließlich inhaltlich arbeiten und meint, auch in den Partnergemeinden gehe es sehr locker zu, eben nicht typisch deutsch. Dies verkennt, daß in den demokratischen Gruppen (falls vorhanden) der Partnergemeinden oft eine strenge Ordnung und Ämterzuteilung herrscht. Es ist auffällig, daß man in vielen Gruppen zwar gerne thematisch - inhaltlich arbeiten möchte, aber es offenbar sehr schwer fällt, die dafür notwendigen Freiräume zu schaffen. Dies liegt zum einen daran, daß man sich im Zweifelsfalle doch lieber mit konkreten Dingen beschäftigt, zum anderen fehlt oft die nötige Disziplin, einen thematischen Schwerpunkt auch wirklich zum festen Bestandteil einer Sitzung zu machen. Der Zwiespalt zwischen dem, was man eigentlich tun möchte und den zu erledigenden Notwendigkeiten, drückt bei einigen Gruppen permanent auf die Stimmung und lähmt das Engagement.

Im Idealfall spricht die Gruppe in Sachen Partnerschaft im Namen und im Auftrag der gesamten Gemeinde. Dies wird zwar nicht immer so sein oder sein können, doch dann wäre zu klären, woran und an wem dies liegt. Daraus ergibt sich, daß die Gruppe mindestens einmal jährlich im Kirchengemeinderat (KGR) Rechenschaft über ihre Tätigkeiten ablegt und über den Stand der Partnerschaft informiert. Komplizierter wird es - und dies ist in fast allen Diözesen Deutschlands der Fall - wenn die Verantwortung für die Gemeinde aufgesplittet ist in zwei Räte (Kirchenrat und Pastoralrat), die unter Umständen auch noch wenig mit einander zu tun haben (wollen). Es kann hier eine „missionarische“ Aufgabe der Gruppe sein, als einheitsstiftender Faktor in Erscheinung zu treten. Sie kann anhand ihrer konkreten Arbeit verdeutlichen, daß eine Trennung von finanzieller und pastoraler Verantwortung in der Partnerschaft (und auch in der Partnergemeinde) nicht zu verantworten ist.

Die Mehrzahl der Partnerschaften kam durch die Initiative einer einzigen Person zustande. Zumindest gibt es in jeder Gruppe einige Mitglieder, die von Anfang an dabei waren und inzwischen entsprechende Kenntnisse erworben haben. Dies ist für die Kontinuität der Gruppe von großer Bedeutung. Die Unterschiede (an Wissen und Betroffenheit) innerhalb der Gruppe werden durch Besuche einiger Gruppenmitglieder in der Partnergemeinde vergrößert. In der Regel geschieht dies zum Vorteil der Gruppe, weil die rückkehrenden Besucher der Gruppe neue Impulse und neuen Halt geben (über Besuche siehe weiter unten). Dennoch erzeugt dies eine oft nicht ausdiskutierte oder gar unbewusste Spannung innerhalb der Gruppe, eine Spaltung in „Wissende“ und „Unwissende“ (oder von „Erleuchteten“ und „Nichterleuchteten“ wie es in einer Gruppe genannt wurde).

Naheliegender wäre in diesem Zusammenhang auch die Mitarbeit eines Ausländers bzw. die Suche nach einem Menschen, der aus dem Land kommt, in dem die Partnergemeinde liegt. In oder in der näheren Umgebung jeder Gemeinde gibt es diese Menschen. Sie wahrzunehmen und auch einzuladen wäre gerade die Aufgabe der Partnerschaftsgruppe, die auf diesem Wege als Teil einer weltweiten Kirche sichtbar wird, innerhalb derer es ja keine Ausländer gibt, und die stellvertretend für die ganze Gemeinde diesen Ausländern eine Heimat anbietet.

2) Motivation - Ort in der Kirche

Die Mehrzahl der an dieser Befragung teilnehmenden Gruppen hat die durch den Fragebogen angestoßene Reflexion über die eigene Entstehungsgeschichte, Motivation, Zielsetzungen usw. nach anfänglichen Bedenken („keine Zeit“) als sehr fruchtbar erlebt. Begreift man das Engagement in einer Partnerschaftsgruppe als Chance, zu lernen, neue Erfahrungen zu machen und gar als Hilfe im Glauben und als Chance zur Umkehr, dann ist eine regelmäßige Reflexion über das „Warum“ und „Wohin“ dringend erforderlich. Sonst besteht die Gefahr, an der Oberfläche zu bleiben oder bestenfalls an Symptomen zu kurieren. Vor allem aus der Beantwortung der individuellen Fragebögen wird deutlich, daß dies von Vielen auch so „gefühl“ und gesehen wird. Sie werden sowohl von der Gemeinde, den dort hauptamtlich Tätigen als auch den professionellen Verantwortlichen in den Referaten Weltkirche mit ihrer Betroffenheit allein gelassen. Ein riesiges Potential für Erneuerung

und Umkehr bleibt ungenutzt, wenn hochmotivierte und für die Armen sensibilisierte Menschen mitsamt ihrer pastoralen Erfahrung weder in den Gemeinden noch in der Kirche insgesamt die Anerkennung finden, die sie verdient haben. Die Diözese Freiburg bietet im Ansatz neue Wege und hat eine entsprechende Infrastruktur geschaffen. Die Gruppen stehen demnach vor der Herausforderung und der Notwendigkeit, sich immer wieder ihrer Motivation und Zielsetzungen bewusst zu werden. Dies setzt eine große Offenheit in den Gruppen voraus, gar die Fähigkeit über seinen eigenen Glauben, sein Gottes- und Kirchenbild zu sprechen. Die „Beschäftigung“ mit anderen, ganz unterschiedlichen Ortskirchen, setzt eine Definition und das Bewusstsein der eigenen Kirchlichkeit voraus. Die Gruppen dürfen sich nicht scheuen, dabei Hilfe und Beratung von außen einzufordern.

Ein besonderes Kapitel stellt die Beziehung zum jeweiligen Gemeindepfarrer und dessen Einbeziehung in die Partnerschaftsarbeit dar. Da es höchst unterschiedliche Verhaltensweisen von Pfarrern diesbezüglich gibt, kann hier nicht auf einzelne Aspekte eingegangen werden. Grundsätzlich wirkt sich eine aktive Mitarbeit des Pfarrers in der Gruppe sehr positiv auf die Akzeptanz der Partnerschaft in der Gemeinde aus und ist daher (nicht nur deswegen) anzustreben. Dies muß aber nicht bedeuten, daß er auch in jeder Sitzung anwesend sein muß. Eine selbstbewusste Gruppe braucht nicht die ständige Anwesenheit des Pfarrers um sich und ihre Aufgabe als wertvoll zu erleben. Da es sich aber bei einer Gemeindepfarrpartnerschaft stets um die Partnerschaft von der Gemeinde insgesamt zu einer anderen Gemeinde handelt (eine Banalität, aber nicht selbstverständlich) und nicht um das „Hobby“ oder die „Marotte“ irgendeiner Gruppe, ist es vom grundsätzlichen Gemeindeverständnis her wünschenswert, daß die jeweilige Leitung der Gemeinde, wie immer diese auch gestaltet sein mag, in der Partnerschaft eine Rolle spielt.

Eigentlich ebenso selbstverständlich wäre die Beziehung und Verflechtung der Gruppe mit überpfarrellichen Gremien und Organisationsformen. Gerade im Sinne zukünftiger Pfarrstrukturen (Pfarrverbände etc.) und entsprechender Pläne in den einzelnen Diözesen, sollte es selbstverständlich sein, daß sich z.B. die Partnerschaftsgruppen eines Pfarrverbandes, des Dekanats oder unabhängig davon ähnliche Gruppen aus der näheren Umgebung, sich auf einem Erfahrungsaustausch einlassen, sich so gegenseitig unterstützen und eventuell sogar einen gemeinsamen „professionellen“ Ansprechpartner haben. Die Praxis ist weit davon entfernt (dies gilt auch für alle anderen Themenbereiche). Dies läßt sich auch nicht durch noch so gut gemeinte Verordnungen von oben durchsetzen, sondern muß von unten wachsen bzw. entsprechende Prozesse können dann „von oben“ begleitet evtl. sogar orientiert werden. Da die Partnerschaftsgruppen in der Regel eine große Erfahrung in der Zusammenarbeit mit ihrer Partnergemeinde erwerben, können sie diese Erfahrungen in die zukünftige Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden einbringen oder diese gar erst anstoßen. Die Kompetenz und Erfahrung der in einer lebendigen Partnerschaftsarbeit stehenden Gemeinden für eine zukünftige notwendige Neugestaltung der Pfarrstrukturen und einer entsprechenden Vernetzung - aber auch die in der eigenen Praxis erfahrenen Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit zweier oder mehrerer Gemeinden - scheint von den Planern in den Diözesen nicht allzu hoch eingeschätzt zu werden.

Eine kompetente (mit langer Erfahrung in konkreter Gemeindeführung, Partnerschaftsarbeit und pastoraler Dritte-Welt-Erfahrung) Ansprechperson in den jeweiligen Referaten, die auch bereit wäre, die Hauptzeit in den Gemeinden vor Ort zu verbringen, wäre in der Lage, brachliegendes pastorales Potential zu wecken, Partnergemeinden in ihren Problemen beizustehen und zu orientieren, Hilfe zu leisten bei der Vernetzung und mithelfen, die immer noch erheblichen Geldströme aus den Gemeinden so zu kanalisieren, daß damit auch wirklich einheimische Ortskirchen entstehen, die auf der Grundlage des II. Vatikanum und einer Option für die Armen zu prophetischen Gemeinden werden, die inmitten einer „Kultur des Todes“ ein Leben in Fülle für alle Menschen verkünden. Andererseits bedeutet das nicht, daß die Gruppen darauf warten können, bis sich „oben“ etwas bewegt. Sie haben die Chance, neue Wege zu suchen, anzuregen, gar Druck auszuüben und so mit dazu beizutragen, daß verkrustete und verbeamtete Strukturen sich auf ihre eigentliche Aufgabe besinnen, nämlich der Weiterentwicklung der Gemeinden zu dienen. Vor allem aber können die Gruppen mit anderen Gruppen Kontakte aufnehmen, die z.B. in der gleichen Region (Diözese) ebenfalls Partnergemein-

den oder Projekte haben. So sind die „Ulmer Treffen“ der Gemeinden, die partnerschaftliche Beziehungen zu Gemeinden der Diözese Cajamarca unterhalten, zu einer wertvollen Orientierung für die teilnehmenden Gemeinden geworden und haben nachweislich zur Stärkung von bestehenden Partnerschaften beigetragen.

Die bekannten Hilfswerke haben die größte Erfahrung in der Projektarbeit, aber auch in Fragen der Partnerschaft, weil sie immer wieder mit Gemeindepартnerschaften zu tun haben und selbst auch Projektpartnerschaften anbieten. Inwieweit sie sich auch ihrer pastoralen Verantwortung für deutsche Gemeinden bewusst sind bzw. ob dies zu ihrem Selbstverständnis gehört, sei dahingestellt. Auf Dauer führt eine Vernachlässigung dieses Aspektes zur Vergrößerung des Ungleichgewichtes zwischen deutschen (reichen) Gemeinden und Gemeinden aus den arm gemachten Ländern des Südens: deutsche Gemeinden (und Hilfswerke) versuchen mit immer größeren Anstrengungen ihren finanziellen „Verpflichtungen“ (Spenden) nachzukommen, während die dafür notwendige pastorale und gemeindliche Basis immer brüchiger wird. Und umgekehrt entwickeln sich Partnergemeinden aufgrund ihrer Bedürftigkeit (u. a. auch Priestermangel) zu lebendigen Keimzellen einer zukünftigen Kirche. Beauftragte der Hilfswerke in den einzelnen Diözesen mit entsprechender Kompetenz, evtl. auch ehrenamtliche Mitarbeiter könnten als Ansprechpartner und in enger Zusammenarbeit mit dem Referat Weltkirche den Gemeinden zu einer großen Hilfe werden. Es gibt zwar Missio - Beauftragte in den einzelnen Diözesen, doch aus verschiedenen Gemeinden wird berichtet (über den Kreis der in dieser Umfrage befragten Gemeinden hinausgehend), daß auf eine entsprechende Anfrage und Einladung hin ein solch Beauftragter kommt, einige schöne Dias zeigt und wieder geht. (Diese Feststellung soll das Engagement, die Kompetenz und den guten Willen der dafür Beauftragten nicht in Frage stellen, vielmehr handelt es sich hier um eine strukturelle Frage). Aber auch die Gemeinden tragen ihren Anteil, weil sie oft nicht einmal wissen, was sie wirklich wollen und sich mit einem schönen Diavortrag bei Kaffee und Kuchen zufrieden geben. Wenn eine Gemeinde wirklich zu Informationen kommen will, bekommt sie diese auch. Und bei entsprechender Hartnäckigkeit findet sie auch Menschen, die ihnen weiterhelfen können. Dabei gilt es auch eine den meisten kirchlichen Partnergruppen innewohnende Scheu zu überwinden, mit außerkirchlichen Solidaritätsgruppen zusammenzuarbeiten, die in der Regel über einen sehr hohen Informationsstand verfügen, viele Erfahrungen gesammelt haben und oft in der Nähe anzutreffen sind.

Auf die hervorragenden Internetseiten der Diözese Freiburg wurde schon hingewiesen. Es könnte ein lohnende Aufgabe z.B. der Hilfswerke sein, alle deutschen kirchlichen (und evtl. nichtkirchlichen) Initiativen mit ihren Inhalten, Zielsetzungen und Projekten aufzuführen, zu bündeln und gar nach Regionen (hier und dort) getrennt, den nach Informationen und Orientierung Suchenden anzubieten. Auch könnten einzelne Partnergemeinden beraten und ermutigt werden, ihre Partnerschaft auf diesem Wege öffentlich zu machen und Beziehungen zu knüpfen. Warum sollte ausgerechnet die Kirche (laut eigenem Selbstverständnis die erste und authentischste globale Gemeinschaft) nicht das tun, was aus rein wirtschaftlichen partikularen Interessen heraus für andere „Globalplayer“ bereits selbstverständlich ist?

3) Gestalten der Partnerschaft (Kommunikation, Besuche, inhaltlicher Austausch)

a) Kommunikation

Die Bereitschaft der Gruppenmitglieder, die Sprache der Partner zu erlernen, ist sehr groß. Die „Gefahr“ für denjenigen, der spanisch versteht, liegt freilich darin, daß auf ihn dann die gesamte Arbeit der Übersetzung und der Korrespondenz zukommt. In einigen Gruppen führt dies daher dazu, daß Briefe manchmal monatelang unübersetzt bleiben. Naheliegender ist die Mitarbeit von Menschen, deren Muttersprache spanisch ist und die oft in der näheren Umgebung oder gar in der eigenen Gemeinde zu finden sind. Aber auch hier zeigt die Erfahrung, daß selbst diese Menschen oft große Schwierigkeiten haben, z.B. einen von Campesinos geschriebenen Brief korrekt zu übersetzen oder es fehlen oft elementare Kenntnisse der (kirchlichen) Fachsprache. Umgekehrt gilt: unsere Art Brie-

fe zu schreiben und z. B. bestimmte Dinge beim Namen zu nennen oder direkt ein Problem anzusprechen, kann für erhebliche Verwirrung bei den Adressaten führen, die bis zum Abbruch der Kommunikation führen kann. Auswege aus diesem Dilemma sind schwer aufzuzeigen. Nicht für jede Gruppe ist jemand erreichbar, der in beiden Welten zuhause ist und einen entsprechenden Transfer leisten kann. Zumindest muß sich jede Gruppe dieses Problems bewusst sein. Positiv formuliert: es kann eine wertvolle Erkenntnis bedeuten, daß nicht alles immer erklärbar ist, manches auch gar nicht vermittelbar, daß etwas Fremdes als Fremdes auch akzeptiert und stehen gelassen werden kann und daß gerade dadurch der gegenseitige Respekt wachsen kann.

Die Transparenz der Kommunikation, hier vor allem beim Empfang und Versand von Briefen, ist von entscheidender Bedeutung. Nicht nur sollten stets alle Mitglieder über alle ein- und ausgehenden Briefe informiert sein, sondern der Inhalt der Briefe sollte auch gemeinsam besprochen werden. Briefe im Namen der Partnerschaft bzw. der Gruppe und Gemeinde können nur von der gesamten Gruppe „verabschiedet“ werden. Dies darf aber niemanden darin hindern, auch private Briefe schreiben zu dürfen, sei es an Einzelpersonen, Gruppen oder der Partnergemeinde insgesamt. Nur muß der Stellenwert dieser Briefe allen Beteiligten klar sein. Bei den Briefen aus den Partnergemeinden ist zu beachten von wem bzw. in wessen Auftrag sie geschrieben wurden und ob sie eventuell nur partikulare Interessen beinhalten. So wünschen sich alle deutschen Gruppen auch Briefe von den direkt Betroffenen, was aber oft nicht realisierbar ist. Dennoch haben die Gruppen das Recht, diesen Wunsch der Partnergemeinde mitzuteilen (ohne daß daraus ein Misstrauen gegenüber den Verantwortlichen herausgelesen werden kann) und sich um Direktkontakte zu bemühen.

Die Briefe aus der Partnergemeinde sind die primäre Quelle von authentischen Informationen und nehmen einen entsprechenden Rang in der Partnerschaft ein. Deshalb haben diese Briefe auch ihren Platz im Gottesdienst (nicht immer und unter allen Umständen) und sind auch Angelegenheit der ganzen Gemeinde. Sie sind daher in ansprechender Form der Gemeinde bekannt zu machen, sei es im Pfarrbrief, Aushängen, Gemeindeveranstaltungen, Gottesdiensten usw.

Die Tatsache, daß viele Gruppen bereit sind, in die technischen Voraussetzungen der Kommunikation zu investieren (z.B. wurden Faxgeräte für die Partnergemeinde gekauft) verweist letztlich auf ein tiefer liegendes Problem, das auch nicht mit noch so modernen Kommunikationsmitteln zu lösen ist. Der Schlüssel für jede Partnerschaft ist nun einmal die Kommunikation. Dies ist aber nicht so sehr ein technisches oder sprachliches Problem. Allen Gruppen ist auch bekannt, daß Lateinamerikaner (oder Afrikaner etc.) nicht so häufig schreiben, sei es weil einige selbstverständliche Voraussetzungen dafür fehlen, vor allem aber aufgrund einer anderen Kultur und Mentalität. Den meisten Gruppen ist auch der Begriff der sogenannten „erzählenden Kultur“ bekannt. Dennoch sagen alle Gruppen mit Recht, daß bei einer besseren Kommunikation seitens der Partner die Partnerschaft viel lebendiger wäre. Wie also (und ob überhaupt) auf die Partner einwirken? Dafür gibt es keine Rezepte. Der Weg dürfte in einem Mittelweg liegen, der es sowohl vermeidet, den Partnern indirekt zu drohen (die Partner können offene Worte, erst recht wenn sie im Zusammenspiel von Projekten, Geld und der Klage nach mangelnder Kommunikation geäußert werden, leicht als Konditionierung auffassen, obwohl es gar nicht so gemeint war) als auch darin, die Situation einfach wortlos hinzunehmen und selbst wortlos zu werden.

Einen Ausweg bilden um so häufigere Besuche bei den Partnern.

b) Besuche

Eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht („cara a cara“) ist die dichteste Form der Kommunikation. Sie kann viele Mängel der schriftlichen Kommunikation kompensieren, ist allerdings kein Allheilmittel und schon gar nicht ein Selbstläufer. Es bedarf einer sehr sorgfältigen Planung und Vorbereitung des Besuches in den beiden Partnergemeinden. Die Vorbereitung des Besuches beginnt mit der Überlegung, wer und mit wem auf Reise geht. Nicht jeder, der gerne mal nach Peru möchte, ist auch notwendigerweise ein geeigneter Botschafter der Partnerschaft. Es gibt genügend Besuchergruppen, in denen Spannungen innerhalb der Gruppe den Erfolg des Besuches gefährdet haben. Wenn jemand nicht zur Gemeinde gehört (nicht territorial gemeint), ist zwar eine Mitnahme

nicht ausgeschlossen. Doch auch hier gibt es zu viele Fälle, wo irgendwelche Touristen aus der gleichen Stadt oder Umgebung vielleicht von einer bestehenden Partnerschaft gehört haben, dies aber ausnutzen, um entweder billig unterzukommen oder auch um das „unverfälschte und echte“ Peru haut- und basisnah zu erleben. Ein weiteres „Auswahlkriterium“ ist, ob die Besucher nach ihrer Rückkehr in der Gemeinde bereit sind, ihre Erfahrungen einzubringen. Sämtliche Kosten der Reise werden in der Regel von den Teilnehmern selbst getragen, ausgenommen Geschenke im Namen der Gemeinde. Um nicht nur begüterten Mitchristen die Chance für einen Besuch zu geben, ist die Eröffnung eines sogenannten Begegnungskonto eine gute und bewährte Lösung. Für das Begegnungskonto wird gezielt um Spenden gebeten um in ganz konkreten Fällen aushelfen zu können. Von diesem Konto können dann auch mögliche Besuche aus der peruanischen Partnergemeinde finanziert werden. Denkbar ist auch eine Finanzierung aus dem Haushaltsetat der Gemeinde für Besuche aus (!) Peru. Die üblichen Spenden sollten hingegen tabu bleiben.

Für die Vorbereitungstreffen der Reisegruppe werden in Zusammenarbeit mit der Partnerschaftsgruppe Lernziele und Themenfelder formuliert. Die inhaltliche Vorbereitung kann auch in der Form eines offenen Seminars für die Gemeinde angeboten werden, eventuell gar mit Sprachunterricht. In dem Themenkatalog (Kultur, Landeskunde usw.) sollte auch die theologische Auseinandersetzung (zumindest Kenntnisnahme) mit den verschiedenen Tendenzen innerhalb der Kirche in Peru und weltweit nicht fehlen. Der Anlass einer Perureise ist eine große Chance und bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit, gezielt über die Partner und deren Lebensumstände (sich) zu informieren und sich damit auch auseinander zusetzen. Dies gilt in gleicher Weise für die Phase der Vorbereitung und der Nachbereitung. Zur Vorbereitung gehört auch die Planung der Reiseroute, hier vor allem die Frage, in welchem Verhältnis der eher touristische Teil zu dem eigentlichen Besuch bei den Partnern steht. Wenn man vielleicht einmal im Leben nach Peru fliegt, dann ist es nur zu verständlich und auch ratsam, die kulturellen Höhepunkte des Landes zu besuchen. Diese Eindrücke können die bei dem Besuch der Partner gewonnenen Eindrücke sehr gut abrunden und zum Verstehen erheblich beitragen. Die Menschen in den Partnergemeinden, auch die Ärmsten, haben dafür Verständnis. Wenig Verständnis aber werden sie haben, wenn sie den Eindruck haben, daß die Besuchergruppe bei ihnen nur „en passant“ vorbei kommt um vielleicht „Guten Tag“ zu sagen und ein paar Fotos zu schießen. Sie müssen schon das Gefühl haben, daß man wegen Ihnen die Reise nach Peru unternommen hat. Mit anderen Worten: die Partnerschaft muß Vorrang haben und dies muß auch so vermittelt werden. Wichtig ist, daß die Menschen in der Partnergemeinde erfahren, daß man wegen ihnen gekommen ist und auch ihr Umfeld kennen lernen will. Ein Aufenthalt von 10 - 14 Tagen in der Diözese Cajamarca ist somit das Minimum.

Ein intensiver Besuch auf dem Lande, in einer Comunidad, vielleicht sogar über Nacht oder mehrere Tage, wäre wünschenswert, ist aber je nach Verhältnissen, Stand und Grad der Partnerschaft sowie weiteren Umständen, nicht immer zu realisieren. Auch die Partner wollen sich auf den Besuch vorbereiten und deswegen müssen bereits vor der Reise gewisse Absprachen mit den Partnern getroffen werden. Die Gefahr ist nicht, daß die Partner zu wenig vorbereiten, sondern zu viel und daß man für jede Stunde seines Besuches „verplant“ ist. Zur Vorbereitung seitens der Partner gehört auch die Organisation von Festen. Hier haben Besucher oft Skrupel, wenn man ihnen als Besucher so viel aufzischt, wo doch gleichzeitig so viele Menschen in der Partnergemeinde nichts zu essen haben. Eine diesbezügliche Enthaltensamkeit würde aber von den Partnern, ob arme Campesinos oder reiche Bürgerfamilien, überhaupt nicht verstanden werden, sondern würde vielmehr Befremden hervorrufen. Hier, wie während des gesamten Besuches, ist eine Tugend gefragt und kann auch gleich hervorragend eingeübt werden, nämlich die Tugend sich beschenken lassen zu können, demütig und mit leeren Händen sich von armen Menschen einladen und aufzischen zu lassen. Die Gastfreundschaft darf auch nicht korrumpiert werden durch große Geschenke oder gar durch „Ersetzen der Unkosten“. Es ist für die Armen ein wichtiges, ja spirituelles Erlebnis, ihren Besuchern aus Deutschland, die nur wegen ihnen von so weit hergekommen sind, ihre Dankbarkeit und Freude zeigen zu dürfen. Sie gewinnen mehr an Würde und Selbstbewusstsein, wenn sie auch etwas geben dürfen statt immer nur zu empfangen.

Bereits in der Vorbereitung ist zu überlegen, welche Geschenke mitgebracht werden sollen. Es bieten sich eher symbolische bzw. kleine Geschenke an, wie z.B. eine geweihte Osterkerze, Schulhefte für eine Schule etc. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Eine große Versuchung ist, „spontan“ vor Ort und angesichts der Not, den Geldbeutel zu zücken oder größere Geschenke zu machen. Noch problematischer ist die häufig zu beobachtende Tendenz, als Einzelperson andere Einzelpersonen zu beschenken (kleinste „Mitbringsel“ wie Kugelschreiber, Luftballons u.v.m. sind hier nicht gemeint). Innerhalb der Partnergemeinde darf es nicht zu einem individualistischen Wettlauf und Konkurrenzkampf um die Gunst der Besucher kommen. Sinnvolle Geschenke sind übrigens auch Fotos. Die Partner lassen sich in der Regel sehr gerne fotografieren, sie sind stolz darauf und freuen sich riesig, wenn sie die Fotos dann auch zu sehen bekommen. Ansonsten ist es eine Gruppe bzw. Gemeinschaft, die als Gemeinschaft beschenkt wird.

Wechselseitige Besuche der Partner wären eigentlich selbstverständlich, sie sind es aber nicht. Der Grund liegt in der Ungleichheit der Partnergemeinden. Diese beginnt bereits beim Geld und damit der Finanzierung der Reise. Eine Einladung an die peruanischen Partner ist immer auch mit der Zusage verbunden, alle Kosten zu übernehmen. Auch hier gilt, daß der Besuch zuerst um der Partnerschaft willen stattfindet, was ein überschaubares touristische Programm (z.B. eine Reise nach Rom) nicht ausschließt. Nicht verschwiegen werden darf, daß der Besuch eines peruanischen Pfarrers auch Risiken beinhaltet und in einigen Fällen zu berechtigtem Befremden bei den Gastgebern geführt hat. Deshalb sollte man wissen, wen man einlädt und warum.

Die Einladung an andere Mitglieder der Partnergemeinde ist ebenfalls problematisch, d.h. daß eventuell damit verbundene Probleme im Vorfeld gut überlegt sein wollen. Man sollte es der Partnergemeinde selbst überlassen, wer die Reise nach Deutschland antreten könnte. Dies setzt allerdings eine demokratisch und transparent organisierte Partnergemeinde voraus. Kommen Besucher aus der bürgerlichen Mittelschicht mit entsprechender Vorbildung, sind ein fruchtbarer Austausch und gegenseitigen Lernerfolge wahrscheinlicher. Allerdings besteht die Gefahr, daß dadurch die (sozialen) Unterschiede in der Partnergemeinde eher zementiert werden. Will man Vertreter von Basisgruppen, die „Betroffenen“ hier haben, ist dies nur zu verantworten, wenn eine sehr gute Vorbereitung vor Ort gewährleistet ist, damit der Kulturschock zu verkraften ist. Es gibt nur sehr wenige Beispiele, wo ein Besuch von Armen aus der Partnergemeinde als positiv gewertet werden kann. Die Schwierigkeit im Umgang mit einer Einladung „an die Basis“ und die damit verbundene Unsicherheit ist ein Stachel im Fleisch der Partnerschaft (als Idee von gleichwertigem Austausch unter Brüdern und Schwestern). Die meisten Gruppen sind sich auch dessen bewusst.

c) Inhaltlicher Austausch

Wesentlicher Bestandteil von Partnerschaft ist der Austausch von Erfahrungen (im Glauben, pastorale Anregungen und Praxis), von Lebenswirklichkeiten, gegenseitiges Kennenlernen und so auch gegenseitige Bereicherung. Trotz der schon näher besprochenen Probleme in der Kommunikation ist ein solcher Austausch grundsätzlich möglich. Er ist aber nicht häufig anzutreffen. Am ehesten geläufig ist das sich gegenseitige Vorstellen der Gruppe mit Bildern, Kurzgeschichten, Lebensbeschreibungen der einzelnen Mitglieder und der Rolle, den Aufgaben und den Tätigkeiten der Gruppe. Auch für die Partner ist das ein willkommener Einstieg in eine tiefere Kommunikation und insbesondere die Idee, sich in Fotos vorzustellen, findet meist ein großes Echo bei den Partnern.

Seltener kommt es zu einem Austausch über inhaltliche Schwerpunkte der jeweiligen Gemeinden. Doch gerade dies ist als ein weiterer Schritt auf eine lebendige Partnerschaft hin von großer Bedeutung. Vor allem im Rahmen von Projektbeschreibungen wird von den peruanischen Partnern hin und wieder über pastorale Schwerpunkte und das eigene kirchliche Selbstverständnis gesprochen (z.B. die Option für die Armen und deren konkrete Umsetzung). Deutschen Gemeinden scheint dies schwerer zu fallen. Es ist gar zu vermuten, daß die einzelnen deutschen Gemeinden gar keine pastoralen Schwerpunkte haben oder bewusst setzen. Hier wäre ein Ansatzpunkt für einen fruchtbaren Austausch mit den peruanischen Partnergemeinden. Denn weil den Partnergemeinden kein Apparat mit gut bezahlten pastoralen Profis zur Verfügung steht, machen sie sich selbst an die Arbeit. Auch

hier kann die Partnerschaft helfen, den Blick in eine Zukunft der Kirche zu werfen (und sich entsprechend vorzubereiten), wie sie auch hierzulande kommen wird. Wird gar noch registriert, daß die Partnergemeinden ohne großen Apparat und Hauptamtliche - sei es auf Pfarr- als auch auf Diözesanebene - eine beachtliche Kreativität und Lebendigkeit entwickeln, dann sollte dies der Gemeinde und vor allem den Verantwortlichen die Angst nehmen, was passieren könnte, wenn die Kirche eines nicht allzu fernen Tages diesen Apparat nicht mehr finanzieren könnte.

Dagegen ist es sicher leichter und machbar, nicht nur die Gruppe, sondern die Gemeinde insgesamt vorzustellen (natürlich nicht mit Hunderten von Fotos). In den Partnergemeinden macht man sich nur schwerlich Vorstellungen von der Organisation und Struktur unserer Gemeinden und der Kirche in Deutschland. Angefangen von der Kirchensteuer über die einzelnen Gremien wie KGR, sonstige demokratische Strukturen, den damit verbundenen Möglichkeiten, den vorhanden anderen Gruppen in der Gemeinde und den Ausschüssen, der Verwaltung und Offenlegen der Haushaltsgelder bis zur Ökumene, gibt es eine Fülle von interessanten Details zu berichten. Dazu gehören auch Berichte über Pfarrfeste, Sitten und Gebräuche der Region wie Fronleichnam u.v.m. Wo diese Informationen vereinzelt schon den Partnern geschrieben wurden, war die Resonanz darauf sehr positiv. Dies erleichtert den Partnern, uns besser zu verstehen und manches sehen sie nun in einem anderen Licht und mit mehr Verständnis. Denn auch die Partner können von uns lernen. So ist es bei uns, um nur ein Beispiel zu nennen, die Regel, daß alle Gelder und Haushaltspläne, sowohl der einzelnen Gruppen als auch der Gesamtgemeinde und darüber hinaus, öffentlich sind und daß darüber demokratisch entschieden wird. In der Mehrzahl der Partnergemeinden sind demokratische Gremien nicht so strukturell und institutionell verankert wie in Deutschland - und damit der Willkür eher ausgeliefert.

Von Interesse für die Partner sind auch Informationen allgemeiner Art über die soziale und politische Situation in Deutschland. So kann ein Hinweis auf die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland helfen, die Illusion vom „Gelobten Land“ etwas zurechtzurücken und weniger von einer Ausreise zu träumen (Campepinos träumen nicht von einer heilen Welt im reichen Ausland, es sind vielmehr städtische junge Leute, die angesichts mangelnder Perspektiven in ihrer Heimat die Lösung ihrer Probleme von einer „Flucht“ in das Ausland erwarten; auch dies ist bei einer Einladung an die Partner zu bedenken). Wenig hilfreich ist es hingegen, die Partner mit den hierzulande so beherrschenden innerkirchlichen Themen wie Priesteramt für Frauen, Ehe gleichgeschlechtlicher Paare etc. zu malträtieren (es sei denn im Rahmen eines Berichtes über den Zustand der deutschen Kirche, damit die Partner Vergleiche anstellen können).

Unverzichtbar ist eine Verständigung darüber, was die gemeinsamen Grundlagen der Partnerschaft sein könnten. Auch die entsprechenden gegenseitigen Zielvorstellungen sollten bekannt sein. Dies ist auch als Hilfe für die eigene Gruppe anzusehen, die dadurch gezwungen wird, eventuelle vage Vorstellungen (z.B. „den Armen helfen“, Mitverantwortung der Laien) schriftlich zu formulieren, zu begründen und innerhalb der Gruppe zu diskutieren. Ein identisches Kirchenbild der Partner ist nicht zu erwarten (das gibt es auch nicht innerhalb der Gruppe), aber eine Verständigung darüber, was Kirche und Gemeinde für uns bedeutet, wie wir Kirche leben und sind, ist für eine lebendige Partnerschaft unerlässlich. Eine Partnerschaft zwischen Gemeinden mit sehr unterschiedlichen Zielvorstellungen ist denkbar, gerade darin kann sich eine Partnerschaft bewähren. Voraussetzung ist aber der gegenseitige Respekt, der sich z.B. darin zeigt, daß der (deutschen) Partnergemeinde zugestanden wird, ihre Vorstellungen von Kirche und Partnerschaft gleichberechtigt einbringen zu dürfen ohne daß dies als koloniale Bevormundung diffamiert wird. Schwer vereinbar mit einer Partnerschaft sind hingegen Versuche, Vertrauenspersonen und bisherige Stützen der Partnerschaft aus dem Weg zu drängen oder Bedingungen zu stellen wie: „Ihr dürft uns zwar euer Geld schicken, aber sonst habt ihr nichts zu sagen“.

Letztlich stellt sich die Frage, wer denn eigentlich unsere Partner sind, bzw. wer ist Gemeinde, wer und was ist Kirche. Wie schon erwähnt, geben alle befragten Gemeinden als Adressaten ihrer Partnerschaft die Armen in den Partnergemeinden an. Pfarrer, Bischof und kirchliche Strukturen sind lediglich die Vermittler (oder Mittler) der Partnerschaft und nicht Selbstzweck. Damit stehen die

deutschen Gemeinden fest auf dem Boden des II. Vatikanum. Das Volk Gottes - die jeweilige Gemeinde - ist die Konstante, während Pfarrer und Bischöfe kommen und gehen. Strukturen und Ämter haben eine dem Volke dienende Funktion, der sie mehr oder weniger gerecht werden können und sollen. Werden sie dieser Funktion nicht gerecht, ist es für die Partnergemeinden um so dringlicher, sich um so enger als jeweilige Teilkirchen beizustehen. Das Kriterium ist aber nicht die theologische Rechthaberei, sondern ob bestimmte Verhaltensweisen, Konzepte und Lehren die Mehrzahl der Menschen, speziell die Armen, eher ausgrenzen oder nicht. Es ist das Verhalten Jesu (dem Christus) den Menschen seiner Zeit gegenüber, das als entscheidendes Kriterium bleibt und trägt.

4) Geld und Projekte

Es ist für die peruanischen Partnergemeinde eine große Hilfe zu erfahren, wie sehr die deutschen Partnergemeinden darum kämpfen müssen, Spenden zu erhalten. Dies können sich die meisten Menschen in Peru nicht vorstellen bzw. sie haben falsche Vorstellungen. Berichte und Informationen über die verschiedenen Aktivitäten der hiesigen Gruppen, um Spenden für die Partnerschaft zu erhalten, zeigen den Partnern auch die Ernsthaftigkeit und das Engagement, das hinter dieser Partnerschaft steht. Es ist auch immer wieder zu betonen, daß die Spendengelder nicht uneingeschränkt für jeden beliebigen Zweck zur Verfügung stehen und es sich auch nicht um beliebige Gelder handelt. Die Partnerschaftsgruppe verwaltet treuhänderisch die Gelder und ist den Spendern gegenüber Rechenschaft schuldig. Deswegen kann es uns auch nicht egal sein, was in Peru mit den Geldern geschieht. Erst recht müssen die Spender darauf vertrauen können, daß kein Missbrauch geschieht. Ebenso ist es ratsam, die Partner darauf aufmerksam zu machen, daß hier die Spenden und deren Verwendungszweck öffentlich und demokratisch verwaltet werden. In den meisten peruanischen Partnergemeinden ist dies aber nicht der Fall. Ob von hier aus in der jeweiligen Partnergemeinde entsprechend transparente Strukturen zur Bedingung für die weitere Unterstützung gemacht werden können, ist problematisch. Auf jeden Fall muß immer wieder begründet daran erinnert werden, wie es bei uns abläuft. Man darf bitten sich zu überlegen, ob es nicht auch in Peru sinnvoll wäre, wenn die Bedürftigen mitbestimmen dürften und ob dies nicht viele Vorteile auch für die Partner hätte (vor allem zum Schutz der Pfarrer oder anderer für das Geld verantwortliche Menschen vor Verleumdung und Anklage). Falls der jeweilige peruanische Ortsbischof sich ebenfalls für transparente Strukturen einsetzt, gibt es keinen Grund, daß dies in der Partnergemeinde nicht geschehen sollte. Wenn alles nichts hilft, müssen im Interesse der Spender und der eigenen Glaubwürdigkeit an die weitere finanzielle Unterstützung die erwähnten Bedingungen (Transparenz, demokratische Kontrolle und Abrechnungen) geknüpft werden. Dies hat nichts mit Bevormundung zu tun. Es ist auch etwas völlig anderes, inhaltliche Bedingungen zu stellen und den Partner auf bestimmte Inhalte festlegen zu wollen oder organisatorische Abläufe so zu gestalten, daß Schaden vermieden wird. Missetor stellt - mit Recht - noch viel härtere Bedingungen zum Ablauf der Projekte und dessen Finanzierung - ohne inhaltliche Vorgaben zu machen. Partnergemeinden wollen sich von ihrem Selbstverständnis von Hilfswerken abheben und Vertrauen spielt in einer Partnerschaft die zentrale Rolle. Doch es sind immer die Bedürftigsten, die unter allzu viel Vertrauen den falschen Personen gegenüber letztlich am meisten zu leiden haben.

In den einzelnen Gruppen wird öfters darüber diskutiert, ob wir durch Unterstützung nicht immer größere Abhängigkeiten schaffen. Diese (ideologisch - moralische) Frage ist eher eine Frage für die deutschen Gruppen, die sich ihrerseits fragen müssen, ob sie sich nicht (vielleicht unbewusst) durch ihre Aktivitäten unentbehrlich machen wollen, oder welche Gründe jeder Einzelne sonst noch haben könnte. Für die Partner ist es dagegen eine praktische Frage, denn auch sie müssen sich darauf einstellen, daß eines Tages fremde Hilfe ausbleibt. Es liegt an ihnen, entsprechende Wege und Strategien zu suchen, um auch ohne Hilfe von außen den Weg weitergehen zu können. Wir können ihnen bei dieser Suche helfen, wenn wir darum gebeten werden.

Die Projektförderung steht für alle Gruppen im Zentrum ihrer Arbeit. Projekte wirken wie ein Gravitationszentrum, das alle Kräfte zusammenführt. Um so erstaunlicher ist es, daß nur ganz verein-

zelt auf das Fachwissen der Hilfswerke (Misereor) zurückgegriffen wird. Eine Beratung durch Misereor ist dann dringend, wenn das Projekt eine bestimmte Größenordnung überschreitet (wenn die Kosten höher liegen, als die Gruppe durchschnittlich in einem Jahr an Spenden aufbringen kann). In mindestens der Hälfte der befragten 15 Gemeinden wurde ein größeres Projekt (ab 10.000 DM) in den Sand gesetzt. Ein Problem ist, daß gezieltes Nachfragen schon im Vorfeld des Projektes auf Misstrauen stoßen kann. Dies ist dann um so wahrscheinlicher, wenn der jeweilige Pfarrer allein verantwortlich für das Projekt ist und ist nie der Fall in den Partnergemeinden, in denen die Verantwortung für die Projekte unter Mitwirkung der Betroffenen auf mehreren Schultern verteilt ist. Weil es in letzteren Gemeinden bereits vor der Antragstellung innerhalb der Gruppen, Komitees etc. zu Diskussionen kam, ist es für die Antragsteller selbstverständlich, daß auch die Geldgeber, die als vertraute Partner erlebt wurden, ihre Meinung zu den vorgeschlagenen Projekten äußern dürfen.

Da die Mehrzahl der hiesigen Gruppen eine gewisse Scheu besitzt, mit entwicklungspolitisch gut orientierten, außerkirchlichen Gruppen punktuell zusammenzuarbeiten, fehlt oft das entwicklungspolitische Know-how, um Projekte in den Partnergemeinden besser einordnen zu können. Entwicklungspolitische Konzepte spielen in den meisten kirchlichen Partnergruppen keine große Rolle. Dabei wäre schon die regelmäßige Lektüre z.B. der Missio - Hefte eine gute Orientierung und die vielfältigen Misereormaterialien werden nur in einzelnen Gruppen für ihre Arbeit herangezogen. Um so wichtiger ist die Rolle der Referate Weltkirche und der Hilfswerke, die gutes Material produzieren, das aber in den Gruppen wenig „vermittelt“ wird. Da die Hilfswerke von dem Geld der Gemeinden „leben“, werden sie auch gerne den Gemeinden helfen wollen (auch die Gelder der Hilfswerke kommen aus den Gemeinden und sind nur „geliehen“). Allzu viele Gruppen verharren aber in ihrem eigenen Saft und laufen Gefahr, den größeren Kontext aus den Augen zu verlieren und nicht mehr nach neuen Wegen suchen zu wollen oder zu können.

Durch die Zusammenarbeit und den Erfahrungsaustausch mit benachbarten Kirchengemeinden, auf Dekanats- oder Diözesanebene, die ebenfalls Erfahrungen in der Partnerschaftsarbeit haben, können neue Anregungen und Anstöße in die Gruppe kommen. Eine weitere Anregung wäre, wenn Gruppen, die mit Gemeinden der gleichen Diözese in Peru oder anderswo, nicht - wie schon erwähnt - nur zu einem Partnerschaftstreffen zusammenkommen würden, sondern auch gemeindeüberschreitende Projekte ins Auge fassen könnten. Bei manchen Ereignissen, wie z.B. einer Überschwemmungskatastrophe wie 1998 in weiten Teilen Perus, wäre dies gar dringend erforderlich gewesen. Doch können sich weder in Deutschland noch in Peru die Gemeinden auf gemeinsame Projekte verständigen. Sowohl der Kontakt auf lokaler Ebene, gar nur zur Nachbargemeinde, als auch die genannte Projektzusammenarbeit scheint für Gemeinden ein unüberwindliches Hindernis darzustellen. Jede Gemeinde ist ein Kosmos für sich und möchte dies auch bleiben. Die Erfordernisse der Partnerschaft könnten Gemeinden dazu bringen, weniger um sich selbst zu rotieren und auch offener gegenüber ihren eigenen Nachbargemeinden zu werden (den Partnergemeinden gegenüber sind sie ja auf dem Weg...). Ganz düster sieht es diesbezüglich in der Ökumene aus. So kommt es nicht selten vor, daß in der gleichen Stadt evangelische und katholische Gemeinden partnerschaftliche Beziehungen in die gleiche Region haben und niemand weiß etwas davon, noch schlimmer: niemanden interessiert es.

Bei größeren Projekten ist den peruanischen Partnern zuzumuten, über den Verlauf der Projekte zu informieren und nach Beendigung des Projekts Rechenschaft abzuleben. Die betrifft nicht nur die finanzielle Abwicklung, sondern auch die Evaluierung des Projekts (ob das Projekt auch seine vorgesehene Aufgabe erfüllt). Ein Mindestmaß an abschließenden Abrechnungen darf verlangt werden. Deutsche Partnergemeinden wollen vor allem wissen, ob das Projekt auch wirklich den Armen hilft. Können diese direkt befragt werden, ist es am besten. Doch selbst dann ist eine offene Antwort nicht selbstverständlich (vor allem schriftlich), weil man den Spendern natürlich nur Positives berichten und sie nicht mit Problemen belästigen möchte.

Die beste Werbung für die Partnerschaft ist in der Tat ein gelungenes Projekt und der (selbstgerechte?) Hinweis darauf, daß ohne unsere Hilfe noch alles viel schlimmer wäre. Ist ein Besuch sicher die effektivste „Ergebniskontrolle“, so darf es aber nicht beim Fotografieren bleiben. Die Auswirkun-

gen der Projekte auf die Betroffenen sind zu hinterfragen und können nur in intensivem und vertrauensvollem Kontakt mit den Betroffenen wirklich erfahren werden. Besucher sollten nicht den Eindruck erwecken, als sei es ihr eigenes Geld, mit dem das Projekt finanziert wurde. Sie sind stets nur „in Stellvertretung“ in der Partnergemeinde und tragen eine hohe Verantwortung.

5. Weiterbildung - Öffentlichkeit

Eine Grundlage für eine verantwortliche Partnerschaftsarbeit ist das Bemühen, der Materie mit allen ihren Facetten möglichst gerecht zu werden. Partnerschaftsarbeit hat immer auch mit Entwicklungspolitik zu tun, mit fremden Kulturen, Geschichte, Weltwirtschaft und selbstverständlich mit Theologie. Das größte Hindernis für Weiterbildung (individuell oder als Gruppe) ist die fehlende Zeit. So kommt die Gruppe, wie schon erwähnt, bereits innerhalb der routinemäßigen Sitzungen vor lauter anstehenden Aufgaben und allgemeiner Geschäftigkeit selten zu inhaltlichen Auseinandersetzungen z.B. mit allgemein entwicklungspolitischen Themen, mit pastoralen Grundsatzfragen, mit dem weiteren wirtschaftlichen, kirchlichen Kontext der Partnergemeinde usw. Noch schwieriger ist es, eine entsprechende Veranstaltung oder gar ein Wochenende zu organisieren oder an einem anderen Ort daran teilzunehmen. Sehr problematisch ist es, wenn in der Mehrzahl der Gruppen die Teilnahme an entsprechenden Veranstaltungen stark abgenommen hat. Allgemein kann hier nur festgestellt werden, daß vor allem dann das Interesse zunimmt, mehr über die Lebensumstände der Partner, die Ursachen der Armut usw. zu erfahren, wenn eine persönliche Betroffenheit vorhanden ist. Diese persönliche Betroffenheit kann aber nicht „geplant“ werden, sie ist nicht machbar. Eine Partnerschaft bietet über das persönliche Erschüttert - Sein die Chance, in der Begegnung mit den Armen sein eigenes Leben und seinen Glauben neu zu ordnen und Gott zu begegnen. Dies ist eine Gnade.

Planbar ist aber eine gute Öffentlichkeitsarbeit, sei es auf die eigene Gemeinde hin, sei es allgemein. Gibt es in der eigenen Gemeinde einen Ausschuss für Öffentlichkeitsarbeit (z. B: für die Erstellung eines Gemeindebriefes), ist dies eine große Hilfe für die Partnerschaftsgruppe (und alle anderen Gruppen der Gemeinde). Auch lokale Medien wie Presse und Rundfunk zeigen in der Regel ein großes Interesse, wenn sie in geeigneter Weise auf das Thema Partnerschaft angesprochen werden. Zu den Grundanliegen jeder Partnerschaftsgruppe gehört es, das Anliegen der Partnerschaft zu einem Anliegen der ganzen Gemeinde werden zu lassen und den Gedanken der Partnerschaft auch über die Gemeinde hinaus zu tragen. Auch deshalb ist jede Partnerschaftsgruppe eine pastorale Gruppe. Sie leistet, ob sie sich dessen bewusst wird oder nicht, eine eminent wichtige pastorale Arbeit. Sie ist im besten Sinne missionarisch und sie hat auch eine missionarische Aufgabe (auf die eigene Gemeinde und das nähere Umfeld hin). Doch selbst Verantwortlichen in den Referaten Weltkirche oder den Bischöflichen Ordinariaten allgemein fällt es schwer, in der Arbeit der Partnerschaftsgruppen einen pastoralen Auftrag für die Kirche hier vor Ort herauszulesen - geschweige daß dieses Bewusstsein gefördert wird. Auch hierin ist die Diözese Freiburg aufgrund ihrer Erfahrungen mit intensiven Partnerschaften anderen Diözesen ein Vorbild.

Hier sei noch ein Aspekt erwähnt, der für die Akzeptanz der Gruppe und die Vertiefung und Verbreiterung der Partnerschaftsidee wichtig ist, aber eher wenig bedacht wird. Wie sonst in kaum einer anderen Gruppe ist in einer Partnerschaftsgruppe der Umgang der Mitglieder untereinander und mit anderen Gruppen entscheidend für das „Image“ der Gruppe und damit der Akzeptanz der Partnerschaft. Von außen werden an die Gruppe (zu Unrecht) hohe Anforderungen gestellt, sei es im partnerschaftlichen Umgang, sei es in Fragen von Reichtum und Armut und der damit verbundenen Glaubwürdigkeit („wenn man schon immer davon redet, mit den Armen zu teilen, dann sollte man bei sich anfangen“). Mag auch hinter solchen Aussagen und Auffassungen viel Scheinheiligkeit stehen, so kann man der Pflege des Gruppenlebens doch mehr Aufmerksamkeit widmen. Die Gruppe wird oft auch noch als „Vorreiter“ einer neuen Art kirchlichen Zusammenlebens gesehen (die Gruppen schwärmen in der Regel davon, wie toll dies in der Partnergemeinde sei!). Ist auch diese Erwartung von außen an die Gruppe eher zu Unrecht gestellt, so ist es doch verwunderlich, daß keine der befragten Gruppen sich als eine „Art von Basisgemeinschaft“ sieht bzw. dies sein will. Es

gibt nur vereinzelte Ansätze, die Gruppe nicht nur als reine Arbeitsgruppe zu wollen, sondern bewusst als Freundeskreis, als lebendige Gemeinschaft oder gar im kirchlichen Sinne als „Comunio“ (von unten), Teilgemeinde, Basisgemeinde. Es ist sogar zu beobachten, daß je „progressiver“ die Idee von Basisgemeinden, wie sie in der Partnergemeinde angeblich gelebt wird, propagiert oder gar als Vorbild genommen wird, es desto schwerer fällt, dies in der eigenen Gemeinde zu beginnen. Da es einer der größten Probleme der Gruppen ist, neue Mitglieder, gar junge Mitglieder zu gewinnen, muß dem Aspekt des Zusammenlebens in der Gruppe erhöhte Bedeutung beigemessen werden.

6. Umgang mit Problemen und Konflikten

In diesem abschließenden Punkt geht es nicht darum, konkrete Hinweise auf den Umgang mit Konflikten zu geben. Die Art möglicher Konflikte ist von Fall zu Fall so verschieden, daß jede Gruppe selbst ihre je eigenen und spezifischen Lösungen finden muß. Vielmehr geht es hier darum, auf die Existenz möglicher Konflikte hinzuweisen. Denn nach den Aussagen der betroffenen Gruppen werden Konflikte mehrheitlich verdrängt oder auch bewusst nicht wahrgenommen. Dies bezieht sich sowohl auf die eigene Gruppe als auch auf den Umgang mit der Partnergemeinde und den dort auftretenden Konflikten. Als Leitbild scheint die idealistische Vorstellung durch, daß man in der Kirche nicht streiten darf. Wer es dennoch tut, zerstört die Einheit. Dabei wird eine inhaltliche Auseinandersetzung mit persönlich diffamierenden und von Interessen geleiteten Streit verwechselt. Die verschiedenen Aussageebenen geraten durcheinander. Wird z.B. eine Aussage der Sache wegen in Frage gestellt, fühlt sich der Betreffende oft selbst in Frage gestellt oder gar abgelehnt. Diese Erscheinung betrifft zwar nicht nur spezifisch kirchliche Gruppen, doch in diesen Gruppen bekommt sie ein besonderes Gewicht, weil hier existentielle Fragen, verknüpft mit tiefer wurzelnden Vorstellungen „von Gott und Welt“ eine besondere Rolle spielen. Für einen gläubigen Menschen kann es eine Katastrophe sein, wenn er subjektiv meint, man wolle ihm - im Namen des Glaubens - den Glauben absprechen.

Aus den individuellen Fragebögen wird deutlich, daß die engagiertesten, sensibelsten Mitglieder der Gruppe inhaltliche Auseinandersetzungen vermissen. Sie spüren auch, daß sie mit ihren Anliegen nicht „zu Worte kommen“. Wenn die Gruppen nicht (mehr) in der Lage sind, sich in konstruktiver Auseinandersetzung über gemeinsame Zielvorstellungen, Gemeindeverständnis und Kirchenbild zu verständigen, steht eine wichtige Voraussetzung für jede Partnerschaft auf einem sehr brüchigen Fundament. Dies ist aber nicht den Gruppen zum Vorwurf zu machen, sondern ist im Kontext des pastoralen und kirchlichen Selbstverständnisses deutscher Gemeinden insgesamt zu sehen. Es müßte hellhörig werden lassen, wenn trotz „optimaler“ äußerer Voraussetzungen (Milliardenaufwendungen für Religionsunterricht, unzählige Bildungshäuser, permanent tagende Gremien, Tausende von professionellen Experten in einer Diözese usw.) die Kerngruppen der Gemeinden sich nicht in der Lage sehen, sich den pastoralen Herausforderungen der Zeit zu stellen, vielleicht gar keinen pastoralen (missionarischen) Auftrag verspüren und/oder in dem Bemühen darum sich allein gelassen fühlen. Im Gegensatz dazu wird in (einigen demokratisch organisierten) peruanischen Partnergemeinden und Basisgruppen über die Grundlagen des Glaubens, dessen praktische Anwendung, über „Kirchenpolitik“, pastoral - sozialen Auftrag usw. lebhaft „gestritten“. Ein langjähriger Katechet (oder Präsidentin eines Mütterclubs einer Pfarrei) kennt in der Regel viel besser die grundsätzlichen Aussagen des II. Vatikanums und weiterer kirchlicher Dokumente als vergleichbare Verantwortliche deutscher Gemeinden; er weiß besser, was z.B. eine bestimmte Finanz- und Wirtschaftspolitik mit dem Glauben zu tun hat und kann auch seinen Glauben und sein damit zusammenhängendes Engagement glaubwürdiger begründen (obwohl es dort keine Bildungswerke gibt).

Angesichts dieser Herausforderungen ist es verständlich, wenn die reine Projektarbeit für die Gruppen als unproblematischer angesehen wird. Sie erfahren in der Projektarbeit auch eine Form der notwendigen Anerkennung, die ihnen sonst versagt bleibt. Diese Projektarbeit ist schließlich auch für die Partner von großer Bedeutung. Für die Partner ist es zuerst einmal eine zweitrangige Frage, aus welchem Motiv heraus die deutsche Gruppe ein Projekt unterstützt. Vielmehr ist entscheidend,

ob das Projekt, über das Materielle hinaus und im Rahmen ihres gelebten Umfeldes, ihnen selbst neue Perspektiven eröffnet. Durch kirchenpolitische Veränderungen und Veränderungen in der pastoralen Zielsetzung seitens der Diözesanleitung, die von oben den Partnergemeinden aufgezwungen werden, kann auch die reine Projektarbeit gefährdet werden. Nicht nur wegen der Frage der Finanzhoheit, sondern vor allem durch das Setzen anderer Prioritäten (statt zugunsten der Armen und deren Promotion) geraten Projekte in Gefahr bzw. werden einer anderen Bestimmung zugeführt. Spätestens hier werden die deutschen Gemeinden mit kirchenpolitischen und „pastoralen“ Konzepten und Herausforderungen konfrontiert, mit denen sie eigentlich nichts zu tun haben wollten. Wie soll man sich verhalten, wenn z.B. ein von Deutschland finanziertes Ausbildungszentrum für Landkatecheten in ein Einkehrhaus für dem Opus - Dei nahestehende Gruppen umfunktioniert wird? Unabhängig von der rechtlichen Frage nach der Zweckbestimmung haben deutsche Gemeinden nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihre Auffassung von Kirche (in Übereinstimmung mit dem Konzil, allen kirchlichen Dokumenten und neuzeitlichen theologischen Positionen) kundzutun. Dies sind sie auch den eigentlichen Partnern, den Spendern und letztlich auch sich selbst schuldig. Es ist (noch) keine Schande, sich auf die Bibel, die Dokumente der Kirche und die Bedürfnisse der Armen zu berufen. Wer dies tut, spaltet nicht die Kirche, sondern leistet einen unverzichtbaren Dienst an der Kirche, d.h. an der Gemeinschaft und Einheit aller, für die Jesus als Christus der Maßstab ist. Um dies aber tun zu können, müssen die einzelnen Gruppen sich ihres Kirchenbildes bewusst sein und den Mut haben, dies offensiv zu vertreten. Es stellt sich nicht nur für die Partnergemeinden, sondern auch für die deutschen Gemeinden immer dringlicher die Frage, welche Kirche (Gemeinden) wir denn eigentlich wollen.

So wird eine Partnerschaftsgruppe im Fall des Ausbildungszentrums (und es gibt viele ähnliche Beispiele in Cajamarca) den Ortsbischof auf die eigentliche Zweckbestimmung hinweisen dürfen, einschließlich theologischer Begründung. Auch wenn dies keinen Erfolg verspricht, so erfahren die Partner (die Armen) dennoch, daß sie nun nicht auch noch von der deutschen Kirche im Stich gelassen werden. Dies stellt eine Bestärkung der Partner in ihrem Glauben und ihrem Engagement dar, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Wenn dagegen Adveniat zulässt, dass z.B. der Ortsbischof ein Priesterseminar, das von Adveniat mit nahezu einer Million DM finanziert wurde, unmittelbar nach dessen Fertigstellung schließt und nun dort vier Karmeliterinnen leben, so führt das eher zu Resignation und Abkehr von der Kirche; erst recht, wenn dies damit begründet wird, daß der jeweilige Bischof von Cajamarca (und dies gilt grundsätzlich) schließlich die Kirche von Cajamarca sei und alle Versuche, auch ohne den Bischof direkte Kontakte zu den Partnergemeinden zu unterhalten, als Anschlag auf die Einheit der Kirche zu werten seien.

(Der Bau der Priesterseminars wurde von einem deutschen Architekten geleitet, der von Misereor bezahlt wurde. Das Priesterseminar wurde in ökologischer Bauweise, mit altbewährten Materialien der Zone wie z.B. Lehmziegeln hergestellt. Auf nationaler Ebene erfuhr dies von peruanischen Zeitungen sehr positive Würdigungen. Bischof Simón ließ einen Teil davon abreisen und mit „modernen“ Materialien - „material noble“ - wie Zement etc. ersetzen, weil „primitive“ Materialien für ein Bischöfliches Palais nicht angemessen sind. Zudem ließ er hochwertiges Material aus Sevilla (Fliesen, Kacheln, Bodenbeläge) einführen und die Räume mit wertvollen Teppichen auslegen. Als ein Delegation der Mütterclubs von San Pedro um ein Gespräch mit dem Bischof bat, wurden sie bereits aus dem ersten der inzwischen eingerichteten drei Vorräume mit der Begründung verjagt, daß sie mit ihren ungewaschenen Füßen die wertvollen Teppiche verunreinigen würden).

Abschließende Betrachtungen

Einleitung:

Die Partnerschaft zwischen zwei Gemeinden unterscheidet sich in ihren Grundstrukturen nicht von der Partnerschaft zwischen zwei Menschen. In beiden Partnerschaften sind der gegenseitige Respekt, Offenheit und Treue (besonders in schwierigen Situationen) unabdingbare Voraussetzungen für das Gelingen einer Partnerschaft. Dazu kommt das Interesse, den Partner in seiner Menschwerdung (Mündigkeit, soziale Verantwortung usw.) zu unterstützen und zu begleiten. Auf diesem gemeinsamen Weg erfährt jeder den anderen als Bereicherung und als Hilfe für die eigene Menschwerdung. Im gemeinsamen Weg wird die Grenze des eigenen Ich überschritten und auf den Anderen hin geöffnet. Dieser Andere ist zugleich Ursprung und Ziel des gemeinsamen Weges. Da hier implizit immer von einer christlich verstandenen Partnerschaft die Rede ist, ist so verstandene und gelebte Partnerschaft sowohl Voraussetzung als auch Konsequenz des Glaubens an den einen Gott, der schon immer mit den Menschen unterwegs ist und der ihnen den Weg weist. So wie es eine Gnade ist, im Anderen (implizit immer auch der „ganz Andere“) seine eigene Bestimmung zu entdecken, so ist es auch eine Gnade, sich auf dem gemeinsamen Weg immer besser zu verstehen und das gemeinsame Ziel immer deutlicher vor Augen zu sehen. Das Gelingen einer jeden Partnerschaft ist so immer auch ein Geschenk. Eine Partnerschaft ist nicht machbar, planbar, verfügbar - wie der Partner immer auch trotz aller Nähe der ganz Andere und Fremde bleibt und bleiben muß.

Für eine Gemeindepартnerschaft zwischen zwei christlichen (!) Gemeinden ist es eine Selbstverständlichkeit, daß Jesus als Christus mit auf dem Weg ist, daß er Ursprung und Ziel des gemeinsamen Weges ist. Herausragendes (Kenn-) Zeichen dieser Wege - Gemeinschaft ist das Brotteilen. Es verweist über die materielle Notwendigkeit und zeichenhafte Gegenwart Gottes hinaus darauf, daß das Volk Gottes immer nur als ganzes Volk auf dem Weg ist. Die Gesamtheit des Volkes Gottes konkretisiert sich zum einen in der jeweiligen Gemeinde als lebendiger und überschaubarer Teil des Volkes Gottes; vor allem aber konkretisiert sie sich in der gelebten Beziehung einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in einem Teil der Welt, in dem der Mehrheit der Kinder Gottes ein Leben in Fülle - strukturell - verwehrt wird. Deutsche Gemeinden sind als materiell reiche Gemeinden - ob sie wollen oder nicht - in diesen Zusammenhang von Reichtum und Armut verwickelt. Im Kontext einer gelebten Partnerschaft können sie nicht nur dazu beitragen, den tödlichen Kreislauf von zunehmender Verarmung für die Mehrheit aller Menschen und zunehmender Bereicherung einer Minderheit zu durchbrechen. Sie können durch das Brot - Teilen mit den Menschen einer konkreten Gemeinde zum gemeinsamen Weg des Volkes Gottes zurückfinden (umkehren und Orientierung finden). Eine so verstandene Partnerschaft zwischen einer reichen und einer armen Gemeinde ist das sichtbarste Zeichen dafür, daß die Spaltung innerhalb der Kirche in reiche und arme Gemeinden (was in seinem Skandal noch erheblich verschärft wird, wenn man die geschichtlichen und aktuellen Ursachen der Verelendung nicht verdrängt) überwunden werden kann und Kirche nur dann die wahrhaft katholische (universelle) und evangelische (biblische) Kirche Jesu ist, wenn das gesamte Volk Gottes auch in der Tat gemeinsam auf dem Weg ist. Gelebte Partnerschaft - gemeinsam auf dem Weg sein, Brotteilen und miteinander an dem Mahl teilnehmen dürfen, zu dem Jesus eingeladen hat, - ist so konstitutiv für Kirche, sie ist das sichtbare Zeichen einer sonst nur abstrakt gedachten (nicht wirklich erlebten) Kirche.

Sie ist das Sakrament einer universellen Kirche.

Teilnahme (Teilhabe, Anteil nehmen, mit einander Teilen) an der Partnerschaft ist Kommunion. Sie ist praktizierte Eucharistie. Als solche steht sie natürlich nicht im Gegensatz zur Feier der Eucharistie, die per se immer auch schon im Namen der gesamten Kirche gefeiert wird, sondern sie ist notwendige Ergänzung und Erweiterung, besser gesagt: Konkretisierung. In der Eucharistie feiert die Gemeinde den Aufbruch Gottes mit den Menschen (Befreiung), sie feiert die Gemeinschaft der

Menschen untereinander und mit Gott und sie ist damit Zeichen dafür, daß die tödliche Spaltung der Menschheit überwunden werden kann. Sie ist Zeichen des Reiches Gottes. In einer Partnerschaft wird dieses Zeichen konkret erfahrbar und kann nachvollziehbar in eine entsprechende Praxis umgesetzt werden. Für jede (reiche) Gemeinde ist es eine Gnade, wenn ihr von armen Menschen, die sich mit Christus auf den Weg gemacht haben, die Augen geöffnet wird. Partnerschaft bedeutet daher immer auch eine Herausforderung, sie ist nie am Ziel, sie ist keine genau beschreibbare Größe, kein Faktum, da sich in Zahlen ausdrücken lässt. Sie ist wie ein Senfkorn, das mit Gottes Hilfe zu einem großen Baum werden kann, auf dem alle Vögel des Himmels eine Heimat finden.

1. Gründe für das Scheitern einer Partnerschaft -

Mindestanforderungen für das Gelingen einer Partnerschaft:

An erster Stelle für das Scheitern einer Partnerschaft steht die Frage nach der Verwendung der Spenden in der Partnergemeinde und die damit zusammenhängende mangelnde Transparenz. Dieser Sachverhalt ist zumindest in der Diözese Cajamarca unabhängig vom jeweiligen Bischof, wenn auch die Akzente sehr verschieden sind. Bischof Dammert kümmerte sich bis auf die Beziehung Dortmund - Bambamarca wenig um den Verlauf einer Partnerschaft. Vor allem schritt er nicht ein, wenn verschiedene peruanische Pfarrer in seiner Diözese die Partnerschaft als einträgliche Geldquellen auch für ihre privaten Bedürfnisse ansahen. Er hat es grundsätzlich abgelehnt, peruanische Mitbrüder Deutschen gegenüber an den Pranger zu stellen. Auch Mitarbeiter des Bischofs, die einen Einblick in die Partnerschaften hatten, verhielten sich ähnlich. Mehr noch: in einigen Fällen wurden die deutschen Gemeinden im Glauben gelassen, daß alles in Ordnung sei, selbst als erste Zweifel seitens der deutschen Gemeinden aufkamen. Dahinter stand die Auffassung, daß es nicht Aufgabe des einheimischen Bischofs sei, deutsche Gemeinden auf die besonderen Umstände in einer peruanischen Gemeinde aufmerksam zu machen, erst recht nicht, peruanische Mitarbeiter zu denunzieren. Ohne dieses Verhalten im Detail analysieren zu wollen (und zu können), darf nicht außer acht bleiben, daß Bischof Dammert und viele seiner (auch deutschen) Mitarbeiter der Auffassung nicht ganz abgeneigt waren, daß Europäer aufgrund der Kolonialgeschichte und der aktuellen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zur Kasse gebeten werden dürften und daß alle Spenden nur eine sehr bescheidene Wiedergutmachung für erlittenes Unrecht seien. Die Spender hätten kein Recht, Bedingungen zu stellen und sich einzumischen. Eine solche Haltung - unabhängig von der Frage nach kollektiver Schuldzuweisung - übersieht aber, daß es hier nicht zuerst um Rechte oder Pflichten deutscher Gemeinden geht oder gar um das Austragen ideologischer Streitigkeiten, sondern es geht darum, daß aufgrund mangelnder Transparenz und Kontrolle die Armen wieder einmal außen vor bleiben. Missbrauch von Spendengeldern ist nicht zuerst Diebstahl an den Spendern, sondern ist Diebstahl an den Armen, die so doppelt beraubt werden. Zur Klarstellung: Bischof Dammert und seine Mitarbeiter waren nicht grundsätzlich der zitierten Auffassung. Aber vor allem in den 70-er Jahren wurden diese Diskussionen in Peru geführt und Bischof Dammert hatte für solche Thesen zumindest Verständnis.

An zweiter Stelle für das Scheitern einer Partnerschaft steht die mangelnde Kommunikation. Diese kann schon zu Beginn einer Beziehung verhindern, daß überhaupt eine Partnerschaft entsteht. Was die quantitative Seite der Kommunikation betrifft (Häufigkeit der Briefe), sind es ausschließlich die peruanischen Partner, die hinter den Erwartungen zurückbleiben. Auf die Frage der Berechtigung dieser Erwartungen wurde schon eingegangen. Die Gründe für die mangelnde oder gar fehlende Kommunikation sind mitunter sehr verschieden. Neben den schon erwähnten Unterschieden in der Art und Weise, wie Menschen zu kommunizieren pflegen (was auch als Ausrede benutzt werden kann), sind es vor allem folgende Gründe auf peruanischer Seite: die Kommunikation hängt ausschließlich an einer Person (meist Pfarrer); die Partnerschaft wird als bloße Geldquelle angesehen; „technische“ Probleme (z. B. haben Campesinos kein Postfach); Unbehagen der peruanischen Partner, sehr viele Fragen gestellt zu bekommen bzw. nicht eingehen auf die Fragen deutscher Gruppen.

Auch kirchenpolitische Veränderungen wirken sich auf die Kommunikation aus. Trotz der gerade weiter oben erwähnten Einschränkungen, war Bischof Dammert der Knotenpunkt im Netzwerk der Kommunikation. Er selbst schrieb (relativ) häufig, sei es in Form von Rundbriefen sei es auch an einzelne Gemeinden und Einzelpersonen in Deutschland. In der Kommunikation ging es sowohl um die Abwicklung bestimmter Vorhaben, um allgemeine Vorkommnisse und Vorhaben in der Diözese als auch um nationale und internationale Nachrichten und Stellungnahmen zu gesellschaftlichen und kirchlichen Themen. Die Kommunikation war von Vertrauen geprägt. Durch den Bischofswechsel ist die Schaltzentrale in der Kommunikation lahmgelegt. Von Bischof Simón gibt es zwar auch Briefe an deutsche Gemeinden (Pfarrer), aber der Inhalt ist meist von Forderungen geprägt und die Vertrauensbasis zu den Gemeinden ist gestört. Auch umgekehrt schreiben deutsche Gemeinden wenig an den Bischof und wenn sie schreiben, geht es ebenfalls um Forderungen bzw. um Begründungen, warum man am „alten“ Kurs Bischof Dammerts festhalten will. Dies wiederum fördert nicht gerade den Wunsch Bischof Simóns, mit den deutschen Gemeinden eine vertiefte Kommunikation zu beginnen. Er befürwortet aber dann eine „Partnerschaft“, wenn sie im engen Sinne soziale Projekte unterstützt und sich in „innerkirchliche“ Belange nicht einmischt bzw. wenn sie die aktuellen kirchlichen Rahmenbedingungen klaglos akzeptiert.

An weiteren äußeren Faktoren ist in erster Linie die Transparenz innerhalb der gesamten Partnergemeinde über die Verwendung der Spendengelder zu nennen. Dies beinhaltet notwendigerweise eine demokratische Mitbestimmung über die Verwendung der Gelder und die Existenz eines Partnerschaftskomitees, das gleichzeitig als Ansprechpartner für die Gruppen in der Partnergemeinde und für die deutsche Gemeinde fungiert. Als weiteres ist nicht nur die Existenz verschiedener aktiver Gruppen (was nicht selbstverständlich ist, wenn man von Festkomitees o.ä. absieht) notwendig, sondern auch deren Einbeziehung in die Kommunikation (was anfangs nicht vorausgesetzt werden kann, was aber anzustreben ist). Es mag als Widerspruch erscheinen, daß hier die These vertreten wird, daß Partnerschaft einerseits als das Sakrament der Weltkirche gesehen wird, andererseits immer wieder von Strukturen und Geld die Rede ist. Doch genauso wie es für die anderen Sakramente genau bestimmter Voraussetzungen und Formalien bedarf, so auch im Falle der Partnerschaft. Ohne die genannten Mindestvoraussetzungen eine Partnerschaft zu propagieren, kann im schlimmsten Fall zu einem Debakel gerade für die Ärmsten führen, denen das vorenthalten wird, was ihnen zusteht. Auch in deutschen Gemeinden kann eine Partnerschaft, die deswegen gescheitert ist, weil die Mindestvoraussetzungen fehlten, zu einem Vertrauensverlust gegenüber der Kirche und zu Resignation und Rückzug führen. Wenn aber trotz allem Bemühen dennoch die Partnerschaft scheitert, so weiß man wenigstens, daß man alles versucht hat.

Während die erwähnten äußeren Faktoren eher das Gerüst darstellen (Mittel zum Zweck), bilden die inneren Faktoren das Fundament. Dabei kann es für eine sich als christlich verstehende Gruppe nur ein Einstieg in die Partnerschaft sein, wenn anfangs das Motiv vorherrscht, den Armen zu helfen. Dieses Motiv ist zwar per se christlich und hat viel mit Spiritualität zu tun, es bedarf aber einer großen Anstrengung, sich immer wieder die spirituellen, christlichen Wurzeln dieses Motivs bewusst zu machen. Das Lesen der Bibel ist dabei das Naheliegende. Entscheidend für das Gelingen einer Partnerschaft ist aber das verbindende Bewusstsein, als Gemeinde und Volk Gottes gemeinsam auf dem Weg zu sein. Dabei geht es nicht nur um das rationale Wissen, daß z. B. die Partner ein Verständnis von Pastoral haben, das alle Dimensionen des menschlichen Lebens mit einschließt und so angesichts des Elends die Armen vorrangig zu Wort und zu ihrem Recht kommen, sondern es geht um das Vertrauen, gemeinsam als Volk Gottes, unter der Führung Gottes und seiner Propheten, den Auszug aus der Sklaverei in das Gelobte Land zu wagen. Wie schon oft erwähnt, ist es für eine christliche Partnerschaft unerlässlich, sich immer wieder über die Grundlagen des Glaubens zu verständigen, nach gemeinsamen Orientierungen und Wegen zu suchen und das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Schließlich bedarf es einer gegenseitigen Bestärkung im Glauben, d.h. auch, daß man sich den Glauben sagen lässt und Glaubenserfahrungen der Partner als Bereicherung erlebt.

Da die bunte Vielfalt von Partnerschaften einen hohen Wert darstellt, ist eine Beschränkung auf die Mindestanforderungen geboten. Zudem sind diese Mindestanforderungen noch auslegbar und sind

den konkreten Gegebenheiten anzupassen. Es gibt keinen einheitlichen Weg, da alle einen verschiedenen Ausgangspunkt haben. Eine Partnerschaft wird an der Verschiedenheit, einschließlich der verschieden eingeschlagenen Wege, nicht zerbrechen, wenn das gegenseitige Vertrauen überwiegt und ein Grundkonsens vorhanden ist. Zu diesem Grundkonsens gehören neben einer zeitgemäßen Auslegung der Bibel die Anerkennung der Dokumente des II. Vatikanischen Konzils und der für die Partnergemeinden richtungsweisenden Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen. Verglichen damit ist die jeweilige Position eines einzelnen Bischofs oder Pfarrers von nachrangiger Bedeutung, wenn sie auch in der Frage der Durchsetzung (Macht) von entscheidender Bedeutung sein kann. Notfalls muß man entscheiden, was wichtiger ist und welche Prioritäten gesetzt werden.

2. Diskussion um die Partnerschaft

Da der Bischofswechsel in der Diözese Cajamarca ein entscheidender Auslöser war, um die Befragungen in den Gemeinden in Deutschland und in Cajamarca durchzuführen, muß hier noch einmal in aller Kürze darauf eingegangen werden. Unbestritten ist, daß durch den Bischofswechsel die überwiegende Mehrzahl der Gemeinden in Deutschland und ihre Partnergemeinden in Cajamarca vor große Herausforderungen gestellt wurden.

In Cajamarca war das Echo auf die überraschend schnelle Ablösung von Bischof Dammert und die Erwartung (Hoffnung, Skepsis) in den neuen Bischof erheblich größer als man dies in Deutschland für möglich halten kann. Dies ist begründet in der außerordentlichen Machtfülle des jeweiligen Bischofs. So hat der Bischof (ob rechtlich abgesichert oder nicht) de facto immer auch die alleinige Verfügungsgewalt über alle kirchlichen Besitzungen (in Gemeinde, Diözese). Darauf ist deshalb besonders hinzuweisen, weil die Infrastruktur an Gemeindegäusern, Kurs- und Ausbildungszentren, Versammlungsräumen etc. in der Regel mit Hilfe von ausländischen Spendengeldern errichtet wurden und zwar stets mit dem Ziel, einen Beitrag zu einer authentischen Kirche des Volkes, einer „Kirche mit Poncho und Sombrero“, zu leisten. Ein Bischof in Peru kann in einsamer Entscheidung die gesamte Infrastruktur einer „Kirche des Volkes“ zerschlagen, in dem er die entsprechenden Grundstücke und Gebäude räumen lässt und einem anderen Zweck zuführt. Ein weiterer Knackpunkt ist die Mitarbeit engagierter Laien. In einer Diözese wie Cajamarca gab es zur Zeit Dammerts etwa 20 hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter. Ein Bischof in Peru hat die Macht, alle Laien von heute auf morgen zu entlassen, falls ihm diese Mitarbeiter nicht genehm sind. Es gibt keinen arbeitsrechtlichen oder sonstigen Schutz für die Laien. Noch gravierender, aber viel subtiler, ist der Einfluss der (Amts-) Kirche in einem zentralen Bereich kirchlichen und religiösen Selbstverständnisses. Für die überwiegende Mehrheit der Gläubigen in der Diözese Cajamarca ist der Empfang bestimmter Sakramente von großer Bedeutung. Dahinter steht oft noch ein magisches Verständnis von den Sakramenten. So wird die Taufe noch vielerorts als ein Mittel angesehen, um Krankheiten von Kindern fernzuhalten und natürlich auch, um der Hölle zu entgehen. Wenn nun z.B. Campesinos, die weiterhin auf eine Versammlung von „alten“ (aber „abgesetzten“) Katecheten gehen wollen, gedroht wird, ihre Kinder nicht mehr zu taufen, dann bedeutet dies eine Fülle der Machtausübung, wie sie in Deutschland kaum noch möglich wäre. Gleiches gilt für alle Gruppen und auch für andere Sakramente wie die Eucharistie, die z. B. denen vorenthalten werden, die keine monatliche Beichte nachweisen (!) können. Es soll an dieser Stelle keine theologische Auseinandersetzung mit dem Neukatechumenat oder dem Opus Dei geführt werden, es geht vielmehr darum, die Möglichkeiten eines Bischofs in Peru anzudeuten.

Um so überraschender ist es - im Nachhinein betrachtet - wenn man sich auf den bevorstehenden Bischofswechsel in Cajamarca mit seinen absehbaren Folgen nicht eingestellt hat. Auf die Partnerschaften bezogen ist folgendes gemeint: ein diözesanes Netz gut funktionierender Partnerschaften mit demokratischen Strukturen, von engagierten Gruppen in Kontakt mit Gruppen anderer Gemeinden und mit deutschen Gruppen, ein finanzieller Ausgleich innerhalb der verschiedenen Gemeinden, Partnerschaftsgruppen in den Partnergemeinden mit der Verantwortung für die Partnerschafts-

gelder, die Institutionalisierung demokratischer Gremien und die Ernennung von verantwortlichen Laien zu Gemeindeleitern oder die Weihe von Diakonen, hätte zwar vieles nicht verhindern können, aber es wären ganz andere Voraussetzungen geschaffen worden, damit lebendige Partnerschaften und Gemeinden weiterhin bestehen können. Bischof Dammert hätte die „Macht“ gehabt, in allen Partnergemeinden die schon erwähnten Kriterien und Mindestanforderungen einer Partnerschaft durchzusetzen. Doch ist wenig geschehen. Dies ist um so tragischer, als alle Partnergemeinden in den Befragungen angeben, eine „Kirche mit Poncho und Sombrero“ unterstützen zu wollen, diese Kirche aber heute von der Diözesanleitung nicht mehr gewünscht wird.

Bischof Simón hält eine Partnerschaft, wie sie von den deutschen Gruppen zumindest ansatzweise intendiert ist, für nicht möglich. Nach seinen eigenen Aussagen wollen arme immer nur Geld. Bei genauerem Hinsehen und einer Analyse der theologischen Positionen von Bischof Simón, wie sie aus seinen Ansprachen und Predigten ersichtlich wird, wird die Ablehnung einer wie oben verstandenen Partnerschaft verständlich. So kann eine Partnerschaft tatsächlich dazu führen, daß die Rolle und das Selbstbewusstsein der Laien gestärkt wird (vor allem der Frauen), daß die Option für die Armen auch zu konkreten Ergebnissen führt und daß eine Kirche im Dienste des Volkes, mit dem Volk zusammen, Ungerechtigkeiten denunziert und eine neue Gerechtigkeit verkündet. All dies widerspricht dem, was Bischof Simón unter Kirche, göttlicher Ordnung und Autorität versteht.

Der Hauptvorwurf Bischof Simóns gegenüber den deutschen Gemeinden ist der Vorwurf ungerechtfertigter Einmischung in innerperuanische und innerkirchliche Angelegenheiten. Einige deutsche Amtsträger solidarisieren sich in dieser Frage mit Bischof Simón. Diese sollten wissen mit wem bzw. gegen wen sie sich letztlich solidarisieren und warum sie dies tun. Oft wird auch von Kolonialismus gesprochen, von Dollarimperialismus, deutscher Besserwisserei etc. Den deutschen Gemeinden wird jegliches Recht abgesprochen, Stellung zu den Vorgängen in ihren Partnergemeinden und der Diözese zu nehmen. Auch ist der Vorwurf zu hören, daß von Deutschland aus versucht wird, peruanische Kirchenpolitik zu machen. Da auf das Problem der Einmischung schon eingegangen wurde, wird hier nur noch einmal aus der Sicht der Partner in Cajamarca darauf eingegangen. In allen betroffenen Gemeinden und Gruppen in Cajamarca ist es der sehnlichste Wunsch dieser Gruppen an der Basis, daß sie nicht auch noch von den Partnern im Stich gelassen werden. Sie erfahren durch die Solidarität der Partner eine Hoffnung, die sie ermutigt weiterzumachen; sie erleben in der Solidarität und dem Brotteilen eine Gemeinschaft und eine Kirche, wie sie Jesus wollte. Nicht zuletzt fühlen sie sich bestärkt durch die kirchlichen Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen und durch das prophetische Zeugnis von Bischöfen wie Bischof Dammert und dem Zeugnis unzähliger Märtyrer in Lateinamerika. Sie sind es, die dieser Kirche treu bleiben wollen und sie sehen sich in dieser Treue bestärkt, wenn sie in der deutschen Partnergemeinde eine Kirche erleben, die weiterhin mit ihnen geht. Deutschen Gemeinden sollte es in der Tat nicht zuerst darum gehen, wer wo und wann Bischof wird. Es geht darum, mit den Partnern weiterhin zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen. Wenn deutsche Gemeinden dies mit ihren Partnern gemeinsam tun, dann kann man das zwar Einmischung nennen oder wie auch immer. Es hat aber nichts mit Bevormundung und Kolonialismus zu tun, sondern mit Solidarität. Befremdlich erscheint, daß ausgerechnet Bischof Simón - stellvertretend für viele andere Bischöfe - von Kolonialismus spricht, wo er doch selbst den Glauben, die Erfahrungen, die Leiden und Hoffnungen des Volkes von Cajamarca nicht wahrnehmen kann oder will und statt dessen importierte Ideologien vornehmlich spanischer (und römischer) Herkunft den Menschen von Cajamarca aufzwingen will. So sagte ein Katechet aus Bambamarca während des ersten Besuches von Bischof Simón 1993 in Bambamarca (nachdem dieser angekündigt hatte, daß er gekommen sei, den „Saustall“ in Bambamarca auszumisten): „500 Jahre lang haben uns die Spanier unterdrückt und endlich haben wir entdeckt, daß wir auch Menschen sind. Wenn nun wiederum ein Spanier kommt und meint, uns unterdrücken zu können, dann werden wir das nicht mehr zulassen“. Und alle versammelten Katecheten stimmten das Lied aus *Vamos Caminando* an: „No se puede sepultar la luz“ (man kann das Licht nicht „begraben“). Die Campesinos von Bambamarca sind von den Taten Bischof Simóns nicht sehr

überrascht, obwohl sie darunter am meisten leiden müssen. Da sie das Evangelium verinnerlicht haben, wissen sie, daß es die verachteten Campesinos von Palästina waren, die als erste die Frohe Botschaft gehört und den Weg zur Krippe gefunden haben. In Jerusalem dagegen fürchteten Herodes und die Hohen Priester um ihre Macht, weil auf dem Land ein Messias geboren wurde. Auch heute wird die Botschaft vom Lande, vom Rande her, in den Metropolen des Zentrums und dessen Statthaltern nicht gehört. Sie wird nicht nur nicht gehört, sie wird mit allen Mitteln bekämpft.

Die Instrumentalisierung historischer „Schuld“ (z.B. Kolonialismus) zur Verteidigung eigener Interessen ist zwar als solche leicht zu durchschauen, dennoch müssen sich deutsche Gruppen fragen lassen, was sie mit der Partnerschaft wirklich wollen. Es ist in der Tat so, daß die Idee der Gemeindepартnerschaft ein deutsches Konstrukt ist. Es könnte von außen betrachtet leicht den Anschein erwecken, daß für deutsche Gemeinden eine Partnerschaft die Lösung für viele Probleme darstellt. Man will schließlich helfen, hat nun in der Form von konkreten Partnern die idealen Adressaten der eigenen Hilfsbereitschaft gefunden, man glaubt effektiver zu sein als die Hilfswerke und erhält noch dankbare Briefe als Bestätigung. Die Gemeinde insgesamt kann ihre weltkirchliche Verantwortung der Partnerschaftsgruppe übertragen und kann sich dann ungestört ihren eigentlichen Aufgaben (z.B. Sakramentenpastoral) widmen. Auch der Gedanke der ideellen Bereicherung, das Hoffen auf pastorale Impulse aus lebendigen Basisgruppen in Ländern der Dritten Welt, geht zuerst von den eigenen Bedürfnissen und Erwartungen aus und nicht von den Bedürfnissen der Partner. Da zudem an die Partner auch Forderungen gestellt werden (insbesondere wie sie den Transfer des Geldes und dessen Kontrolle organisieren sollen), ist die Frage berechtigt, ob von Deutschland aus nicht ein Modell den Partnern übergestülpt werden soll, das einseitig von den Bedürfnissen deutscher Gemeinden ausgeht. Umgekehrt gilt auch, daß peruanische Gemeinden (fast ausschließlich zuerst der Pfarrer) sich an die deutsche Kirche (z. B. die Erzdiözese Freiburg) wenden und um die Vermittlung einer Partnerschaft bitten. Natürlich sind damit auch bestimmte Erwartungen verknüpft.

Die gegenseitigen Erwartungen sind dann legitim, wenn man sich zugleich sehr ernsthaft und redlich mit den wirklichen Bedürfnissen der jeweiligen Partner auseinandersetzt. Doch wie kann man das, wenn z.B. schon die Kommunikation so schwierig ist? Die eigenen Erwartungen zu formulieren (sich auch die eigenen Beweggründe bewusst machen) und den Partnern mitzuteilen ist als erster Schritt ein Zeichen der Offenheit und Ehrlichkeit. Auch in der Beziehung zwischen zwei Menschen sind „egoistische“ Beweggründe die Regel, sie sind sogar notwendig. Was aber, wenn der „Partner“ gar keine Beziehung will, z.B. weil er bereits schon ausreichend mit sich selbst beschäftigt ist? Nimmt man die Option für die Armen ernst (auch diese Option könnte man nach den gleichen Kriterien als Ideologie bezeichnen, die den Armen von oben übergestülpt wird), so muß für alle deutsche Gemeinden in Sachen Partnerschaft gelten, daß sie zuerst die zukünftigen Partner fragen, wie diese sich denn Partnerschaft vorstellen, welche Bedeutung Partnerschaft für sie hat und unter welchen Bedingungen sie diese überhaupt wollen. Es gibt in der andinen Kultur lange Erfahrungen über die Zusammenarbeit und Beziehung verschiedener Comunidades (Gemeinden) und die peruanischen Partnergemeinden können davon viel mit in die Partnerschaft einbringen. Die Prioritäten, die sie aufgrund ihrer Erfahrungen und Bedürfnissen stellen, sind der Maßstab für die deutschen Gemeinden. Findet eine deutsche Gemeinde trotz langem Bemühen keinen Zugang zu dem, was die Menschen in der Partnergemeinde wirklich bewegt, sind auch der schon erwähnte Grundkonsens und eine gemeinsame Basis nicht herzustellen, dann muß man ehrlicherweise auf eine Partnerschaft verzichten. Partnerschaft setzt auch immer die Freiheit voraus, nein zu sagen zu dürfen.

Eine Partnerschaft, kann nur schwer als eine interessengeleitete Ideologie bezeichnet werden, die dem (schwächeren) Partner übergestülpt wird, wenn sie a) von den Bedürftigen ausgeht und deren Anliegen Priorität einräumt und wenn sie b) biblisch - theologisch begründet und auch entsprechend gelebt wird. (Bisher wurden immer schon, zumindest implizit, theologische Begründungen für eine Partnerschaft - wie z.B. St. Georg - eingebracht. Für eine eigens fundierte und ausgearbeitete theologische Begründung ist innerhalb dieses Artikels kein Raum. In einem zweiten Teil der Studie

wird u.a. an einer theologischen Begründung von Partnerschaft gearbeitet werden). Der Bischof von Cajamarca (der sich zuerst als „römischer“ Bischof versteht) spricht nun aber nicht nur von der Partnerschaft als übergestülpter Ideologie, sondern er spricht von der Unmöglichkeit einer Partnerschaft, so wie sie hier verstanden wird. Partnerschaft bedeutet für ihn eben primär Geld zu erhalten, vielleicht auch noch karitative Arbeit, aber keinesfalls ein gemeinsames Gehen des Volkes Gottes in der schon skizzierten Bedeutung (erst recht nicht, wenn dabei auch noch die Frage nach kirchlichen Strukturen eine Rolle spielt). Wie aus vielen Gesprächen mit deutschen Besuchern deutlich geworden ist, spricht er seinen eigenen Gläubigen ein tiefer gehendes Verständnis von Partnerschaft ab, weil diese angeblich nur Geld wollen und für biblisch - theologische Begründungen gar nicht zugänglich sind. Diese Meinung kann man haben. Dann muß aber eine noch viel wichtigere Frage gestellt werden: wenn eine (wie oben skizzierte) Partnerschaft grundsätzlich (!) nicht möglich sein sollte, ist dann überhaupt katholische Kirche möglich? Wenn es nicht möglich sein sollte, sich über alle Kulturen (ohne diese zu vergessen) und Grenzen hinweg, sich als das eine Volk Gottes zu begreifen, wenn es nicht möglich sein sollte, mit den Ausgegrenzten das Brot zu teilen (nicht nur im karitativen Sinn) und sich als Gemeinschaft derer zu begreifen, die in der Nachfolge Jesu sich für einen neuen Himmel und eine neue Erde einsetzen, dann wäre auch katholische Kirche nicht möglich - dann wäre jede Feier der Eucharistie hierzulande und anderswo eine Gotteslästerung. Dass diese Kirche aber möglich ist und auch Realität, haben schon unzählige Menschen bewiesen und viele Menschen haben diesen ihren Glauben mit Folter und Tod bezahlt. Wer diese Art von Kirche leugnet (und damit das Opfer vieler Menschen) stellt sich selbst außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen und stellt sich in die Reihe von Herodes und Pilatus.

3. Partnerschaft - Eine Option für die Armen

Spätestens seit Papst Johannes XXIII. bereits vor der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils 1962 zum ersten Mal von einem Vorrang der Armen sprach und dies die große Herausforderung für die Kirche der Zukunft nannte, ist die Option für die Armen (wenn zwar noch nicht auf dem Konzil in dem Maße wie von Johannes XXIII. erhofft, aber in der Folge davon in Medellín 1968) zu einem Thema vieler theologischen Werke und Synodenbeschlüsse geworden. Es sollen hier darüber nicht weitere Überlegungen angestellt werden, es genügt der Hinweis, daß (frei nach G. Gutiérrez) die Option für die Armen keiner weiteren theologischer Begründung bedarf, weil es die Option Gottes selbst ist. Es wäre vielmehr an der Zeit, sich mehr der Überprüfung der Praxis zu widmen (noch besser: daran mitarbeiten) und weniger die theologische Diskussion in Hörsälen und Akademien weiterzuführen. Dazu gehört auch die akademische Frage, ob die Theologie der Befreiung „tot“ sei, weil ja der Ost - West - Konflikt nicht mehr bestehe - ein Hinweis auf das Niveau der Diskussion.

Alle befragten deutschen Gemeinden stellen in ihrem Engagement für der Partnerschaft die Sorge für die Armen in den Vordergrund. So sprechen zwar nicht alle bewusst von einer Option für die Armen, aber sie treffen gefühlsmäßig das, was mit einer Option für die Armen im Ansatz gemeint ist. In dieser Haltung treffen sie sich mit ihren Partnergemeinden, die „Sorge für die Armen“ ist in der Theorie (und manchmal in der Praxis) die gemeinsame Basis in der Partnerschaft. Es werden Partnergemeinden gewünscht, in denen die Armen gleichberechtigt oder gar bevorzugt zu Worte kommen. Die „Sorge für die Armen“ ist freilich nicht immer identisch mit der „Option für die Armen“, wie sie z.B. in Medellín verstanden wird. Es soll nun andeutungsweise versucht werden, was für deutsche Gemeinden eine Option für die Armen aus der Sicht der Armen bedeuten könnte. Es werden um der Klarheit der Unterscheidung willen die Positionen überspitzt dargestellt, wohl wissend, daß die Realität viel komplexer ist und auch innerhalb deutscher Gemeinden Gegensätze zwischen reich und arm anzutreffen sind, so wie sie zwischen den Partnergemeinden und auch innerhalb der peruanischen Partnergemeinde bestehen.

Die jeweilige Option ist zuerst von ihrem jeweiligen Kontext her zu verstehen. Die Mitglieder der deutschen Partnerschaftsgruppen gehören, wie auch die überwiegende Mehrheit in der Gemeinde,

der breiten (bürgerlichen) Mittelschicht an. Die Gemeindemitglieder wie die Gemeinde als Ganzes sind mehr oder weniger gut funktionierende Bestandteile der bürgerlichen Gesellschaft. Auch die beiden vorherrschenden Konfessionen sind als Kirchen auf regionaler und nationaler Ebene eng mit Staat und Gesellschaft verflochten. Dies zeigt sich nicht nur in der Kirchensteuer (die bekanntlich um so höher ausfällt, je höhere Gewinne die Wirtschaft erzielt), sondern auch in der Zustimmung zu den herrschenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen. Natürlich gibt es Bruchstellen, doch diese Bruchstellen gehen auch quer durch die Gemeinden. Gemeinde und Kirche sind nicht nur Stützen dieser Gesellschaft, sie sind diese Gesellschaft. Als Gemeinde und Teil dieser Gesellschaft sind sie Teil des dazugehörigen Wirtschaftssystems (oder umgekehrt) und sie haben ein existentielles Interesse an dem Erhalt und der Funktionstüchtigkeit dieses Systems, das auch ein globales System ist. Aus diesem Interesse ergibt sich auch de facto die entsprechende Option.

Die peruanischen Partnergemeinden in ihrer Strukturierung als Gemeinschaft von Basisgruppen (so möchten sie die deutschen Gruppen ja gerne verstehen und sie sind es ja auch im Idealfall) gehören hingegen nur insofern zu diesem System, als daß sie sich als vom System Ausgegrenzte erfahren. Mit anderen Worten: sie sind die Opfer eines Systems, das seit 500 Jahren so funktioniert, wie es in einer Ausstellung der Gemeinde St. Georg (als Diaserie übernommen in den Verleih der diözesanen Medienstelle in Stuttgart) aus dem Jahre 1984 heißt: „Die bestehende Weltordnung basiert auf dem Recht des Stärkeren und der absoluten Vorherrschaft des Kapitals. Der wirtschaftliche Kreislauf wird allein von den Interessen des Zentrums (reiche Länder) bestimmt und führt zu mehr Reichtum unsererseits und automatisch zu immer mehr Elend andererseits“. In den peruanischen Partnergemeinden gehören 80 - 90 % der Menschen zu den Armen. Die Armen sind das Volk, sie sind auch das Volk Gottes. Und als Arme sind sie Opfer der von Menschen geschaffenen Verhältnissen. Diese Verhältnisse stellen sich so dar, daß die unterschiedlichen Rollen in dem gleichen System so verteilt sind, daß eine Minderheit auf Kosten der Mehrheit lebt. In den Texten der erwähnten Ausstellung heißt es: „Aus unserer Sicht sieht das so aus: Wir schaffen uns neue Absatzmärkte, sichern uns wichtige Rohstoffe, erhalten unsere Arbeitsplätze, vermehren unseren Wohlstand, verteidigen dadurch unsere bürgerlichen Freiheiten und den freien Welthandel und sind bereit, für die Erhaltung dieser Ordnung Gottes Schöpfung als Ganzes aufs Spiel zu setzen. Für Peru bedeutet dies (u.a.): Ein Volk, das hungert, pflanzt in den fruchtbarsten Gebieten Baumwolle, Kaffee, Bananen und Futtermittel für unsere Schweine an. Der Staat braucht Devisen für die Rückzahlung der Zinsen, für den Import von Satelliten - TV und zum Kauf von vielen Waffen, um sich vor dem eigenen Volk zu schützen. Dieses System der Unterdrückung reproduziert sich in jedem Land bis ins letzte Dorf“. Der Kontext, in dem die überwiegende Mehrheit der Menschen in den peruanischen Partnergemeinden lebt, ist geprägt von zunehmender Gewalt und Verelendung. Diese Menschen begreifen aber immer mehr, daß zwischen der Situation in der sie leben, und dem, was sie an Überfluss und Luxus in den Medien und der Werbung sehen, ein innerer Zusammenhang besteht. Evangelisierung in den Landgemeinden und den Elendsvierteln Perus bedeutet ja gerade, auf diesen Zusammenhang hinzuweisen, diese Situation im Lichte des Glaubens zu deuten und entsprechende Konsequenzen zu ziehen.

Eine Option für die Armen aus deutscher Sicht bedeutet in diesem Zusammenhang:

- a) Die Menschen in den Partnergemeinden zu hören, sie innerhalb ihres Kontextes wahrzunehmen und sich ihrem Weg anzuvertrauen, weil ihnen ja der Weg von Jesus gezeigt wird und er mit ihnen ist. Notwendige Voraussetzung dafür ist Bekehrung (kehrt machen, den eigenen Weg zumindest in Frage stellen, neue Wege suchen) bzw. Umkehr ohne Angst, etwas zu verlieren.
- b) Den eigenen Kontext zu analysieren, mit den Augen der Bibel zu deuten, die Auswirkungen des wirtschaftlichen Handelns an den Pranger zu stellen und angesichts einer Verherrlichung materieller Werte (Materialismus, Götzendienst), die zum Tode führt, den biblischen Gott des Lebens zu verkünden. Mit Hilfe peruanischer Partnergemeinden kann dies eingeübt werden.

c) Eine Gemeindeparterschaft ist ein hervorragender Ort, um die beiden scheinbar nicht miteinander vereinbaren Gegensätze (Pole innerhalb des gleichen Systems) von Reichtum und Armut zu überwinden und als Gemeinden zusammen eine Tischgemeinschaft (Kirche) zu werden. Wobei es für deutsche Gemeinden wesentlich schwerer ist, diese Einladung anzunehmen.

Ist es für deutsche Gemeinden schon schwer genug aber möglich, die Ursachen der Verelendung in ihrer Partnergemeinden zu entdecken, so ist es noch viel schwerer, den eigenen Kontext zu analysieren. So wie in den Partnergemeinden die Menschen über Jahrhunderte hinweg von einer bestimmtem Kultur, Religion, gesellschaftlichen Konventionen und politischen Systemen geprägt wurden, so natürlich auch in Deutschland. Mag man auch an manchem Althergebrachtem nicht mehr festhalten wollen, so ist eine grundsätzliche (!) Kritik sehr selten oder erscheint nahezu als unmöglich. Jede Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen von der Wurzel her stellt letztlich auch jeden Einzelnen in Frage, der dann das Gefühl hat, man wolle ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. Da auch die Grenzlinien zwischen Gesellschaft und Kirche kaum auszumachen sind, eine klarere Abgrenzung auch gar nicht von der Mehrheit der Gläubigen gewünscht würde, hat die (evangelische und katholische) Kirche die Kraft verloren, Alternativen aufzuzeigen oder gar Widerstand und prophetische Kritik zu üben. Eine Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Kontext wird noch erschwert durch die Auffassung, daß eine solche Arbeit bzw. Beschäftigung und Auseinandersetzung mit wirtschaftspolitischen Fragen nichts mit dem persönlichen Glauben zu tun habe bzw. nicht zum Auftrag der Kirche gehöre.

In der Partnerschaft zwischen einer reichen und armen Gemeinde erfahren aber die in der Partnerschaft Engagierten, daß Alternativen möglich sind. Wenn sie sich auf die Geschichte der Armen einlassen, entdecken sie, daß selbst jahrhundertelange Unterdrückung und gewaltsame Integration in ein materialistisches System Menschen nicht davon abhalten kann, den Aufbruch und den Auszug zu wagen. Als in den 60er Jahren in Bambamarca und anderswo Campesinos zum ersten Mal mit dem befreienden Wort Gottes konfrontiert wurden, entdeckten sie, daß Jesus selbst gelebt hat wie sie, daß er wie ihre Kinder auf dem Lehmboden im Stall zur Welt kam, daß er wie sie von den Mächtigen seiner Zeit ausgestoßen und schließlich gefoltert und gekreuzigt wurde. Sie übertragen die Bibel direkt auf ihr Leben und erfahren so, daß Gott mitten unter ihnen ist, mit ihnen lebt und leidet. Und weil das so ist, machen sie sich nun auf den Weg und machen schon jetzt die Erfahrung von Auferstehung, denn es beginnt für sie ein neues Leben. Sie schließen sich zusammen, lesen immer wieder die Bibel, gehen in viele Kurse und entdecken von neuem solche Werte wie Solidarität, Gemeinschaft, Miteinanderteilen. Auch kirchlich gesehen nehmen sie ihr Schicksal in die eigenen Hände. Sie sind Kirche! In entstehenden Basisgemeinschaften feiern sie diesen Neubeginn. Sie sagen Dank, feiern die Gegenwart Gottes unter ihnen, teilen miteinander ihre Sorgen und ihr Brot. Diese Gemeinden sind Insel des Lebens inmitten des Todes. Sie haben erfahren, daß Jesus der Schlüssel zum Leben ist, Fundament ihres Lebens, Brot des Lebens.

Es ist für die peruanische Gemeinden leichter aufzubrechen als für deutsche Gemeinden. Partnerschaft heißt in diesem Zusammenhang auch, die eigene Ohnmacht zu erkennen und sich von den scheinbar Schwächeren an der Hand nehmen zu lassen. Es ist keine Schande, sich von den Armen die Geschichte Gottes mit den Menschen erzählen zu lassen. Sie sind es doch, denen Gott besonders nahe steht (und umgekehrt) und mit ihnen gehen heißt, die Einladung Gottes anzunehmen und den Weg Gottes zu gehen. Für deutsche Gemeinden und Kirchen bedeutet dieser Weg, auf vieles zu verzichten. Doch bei genauerem Hinsehen (und Ausprobieren) wird man erfahren, daß es nur Ballast war, den man weggeworfen hat und nun frei ist, ohne Rücksicht auf Privilegien das Wort Gottes zu verkünden. Zur Umkehr gibt es keine Alternative. Eine Partnerschaft mit einer armen Gemeinde erleichtert den Aufbruch. Sie macht Umkehr möglich bzw. sie ist der erste Schritt zur Umkehr. Eine Partnerschaft ist eine praktische und praktikable Option für die Armen und mit den Armen. Sie ist kirchenbildend weil Einheit stiftend. Sie ist das Sakrament einer universellen (katholischen) Kirche.

Nach den in den Welt herrschenden Maßstäben stehen deutsche Gemeinden eher im Lichte, die Partnergemeinden und mit ihnen die Mehrheit der Menschheit steht in Schatten. Doch in diese Nacht hinein wurde Jesus geboren. Der Himmel öffnete sich und die Armen fanden den Weg. Der Stern über der Hütte erleuchtete die Nacht. Die Frommen in Jerusalem konnten diesen Stern nicht sehen, denn sie ergötzen sich in ihrem eigenen Licht. Deutsche Partnergruppen gleichen den Weisen aus dem Morgenland, die aus ihrer Heimat aufbrechen und - geleitet von dem Stern über der Hütte - sich auf den Weg zu Jesus machen. Ihr Weg führt zuerst über Jerusalem, doch dort weiß man von nichts. Dennoch finden sie Jesus in der Hütte. Reich beschenkt kehren sie zurück. Weil sie Jesus in der Hütte gesehen und weil sie auf die Stimme Gottes gehört haben, finden sie diesmal den Weg, ohne in Jerusalem erst um Rat zu fragen.

Zusatz: Ökumene

Ökumene bedeutete ursprünglich nichts anderes als die eine, miteinander geschwisterlich verbundene Kirche in der ganzen Welt. Die Partnerschaft zwischen zwei Gemeinden in den so unterschiedlichen Teilen der Welt ist praktizierte Ökumene. Die Spaltung der Christenheit besteht nicht darin, ob einige Christen sich eher zu den Ängsten der Menschen im 16. Jahrhundert mit der daraus resultierenden Lehre von der eigenen Rechtfertigung bekennen, oder ob sie sich von der pompösen Machtentfaltung und Selbstinszenierung absoluter Herrscher beeindrucken lassen, sondern sie besteht darin, daß von Christen Verhältnisse geschaffen wurden und aufrechterhalten werden, innerhalb derer Christen auf Kosten anderer Christen leben. Wenn für deutsche Theologen und Bischöfe die Ökumene - wie sie hierzulande verstanden wird - ein wichtiges Thema sein mag und ein weiterer deutscher Spitzentheologe und Bischof nun eigens nach Rom berufen wird um die so verstandene Ökumene voran zu bringen (wobei selbst dies nicht möglich sein wird, weil die römisch - kath. Kirche per definitionem nicht in einen vorbehaltlosen Dialog Gleicher mit Gleichen eintreten kann), so ist dies lediglich ein Hinweis darauf, daß die eigentlichen Probleme der Menschheit nicht erkannt werden. Während der Mehrheit der Menschen das Brot genommen wird, statt es mit ihnen zu teilen (auch innerhalb der verfassten Kirche, weil Teil des Systems), beschäftigen sich Theologen und Bischöfe mit selbst geschaffenen Problemen und bestätigen und rechtfertigen gerade dadurch die Spaltung der Menschheit und die Spaltung der Kirche. Der Bruch der von Gott gewollten menschlichen Gemeinschaft ist der eigentliche Skandal (Ur - Sünde). Eine ökumenische Bewegung in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ist in ihrem Kern das, was Kirche ausmacht: die Gemeinschaft des Volkes Gottes, das den Ruf Gottes hört und aufbricht, das Unrecht anklagt und Gerechtigkeit verkündet, das auf dem Weg das Brot miteinander teilt und die Gegenwart Gottes feiert.

Partnergemeinden können und müssen Wegbereiter (Pioniere) dieser ökumenischen Bewegung sein.